

Kirche in der Stadt - für die Stadt

Matthias Pape (Herausgeber)

2. Auflage



**Kirche in der Stadt - für die Stadt**  
**Fünf Jahre Citykirchenarbeit**  
**an der Marktkirche in Essen**

2. Auflage

**Herausgegeben von Matthias Pape**

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

**Kirche in der Stadt - für die Stadt** : fünf Jahre Citykirchenarbeit an  
der Marktkirche in Essen / hrsg. von Matthias Pape. - 2. Aufl. -  
Hannover : Blumhardt-Verl., 2000  
ISBN 3-932011-27-9

© 2000 Blumhardt Verlag

im Institut für praxisbezogene Forschung (IpF)  
Evangelische Fachhochschule Hannover  
Blumhardtstraße 2  
D-30625 Hannover  
Telefon: +49 (511) 5301-115 (-108)  
Fax: +49 (511) 5301-185  
Alle Rechte beim Verlag  
Druck: Gruner Druck GmbH, Erlangen

ISBN 3-932011-27-9

# Inhaltsverzeichnis

Klaus Teschner .....	7
<i>Grüße</i>	
Heinrich Gehring .....	10
<i>Noch ein Gruß</i>	
Matthias Pape .....	12
<i>Ein Prolog</i>	
Arbeitsstelle Kirche und Stadt .....	17
<i>Citykirchenarbeit als Neuinszenierung des Christlichen</i>	
Irene Wiese-von Ofen .....	21
<i>Die Mitte der Stadt</i>	
<i>Ein Zwischengedanke</i> .....	26
Eberhard Hauschildt .....	28
<i>Evangelische Kirche – ein heiliger Ort? Vom Nutzen protestantischer Räume in der Stadt</i>	
Ulrich Führmann .....	39
<i>Tue Gutes ...</i>	
<i>Oder: Wieviel Öffentlichkeit braucht die Kirche in der Stadt?</i>	
Thorsten Nolting .....	42
<i>Kunst in der Kirche?</i>	
Gerhard Stäbler .....	46
<i>Neue Musik in alten Kirchen</i>	
Wilfried Breyvogel .....	52
<i>Die Krise des Ich und das destabilisierte Selbst. Fallbezogene Studie zur Essener Bahnhofsszene</i>	
H. R. Felix Felix .....	81
<i>Citykirchen – Kirche ohne Berührungsängste. Ein Bericht der Offenen Elisabethen in Basel</i>	
<i>Autorenverzeichnis</i> .....	91
<i>Weiterführende Literatur</i> .....	93



# G r u ß w o r t

## Zum fünfjährigen Bestehen der Citykirchen-Arbeit in Essen

Die City-Arbeit in Essen war eine schwere Geburt; das Kind wurde jahrelang im Herzen getragen – aber erst spät geboren. Ich gehöre auch zu denen, die ein bißchen mitgetragen haben und meist guter Hoffnung waren.

Noch 1991, zur Zeit des im ganzen Ruhrgebiet stattfindenden Deutschen Evangelischen Kirchentages, sah es an der Marktkirche relativ öde und unfreundlich aus. Und das an einem strategisch unübertrefflich günstig gelegenen Ort, wo die Besucherströme der Innenstadt sich teilen oder in die Kurve legen zum Limbecker Platz hinunter! Die Marktkirche lag immer schon mitten im Strom – das war schon während der 24 Jugendjahre so, die ich in Essen gewohnt und gelebt habe. Dennoch konnte man, wenn "man in die Stadt fuhr", die Marktkirche durchaus übersehen.

Aber jetzt ist sie tagsüber geöffnet, hat ein öffentliches Angebot zur Begegnung und Beratung, zu Vorträgen und zur Stille und hat obendrein einen unübersehbar großen City-Pfarrer – einen der drei hauptamtlichen City-Pfarrer, die wir überhaupt in der Evangelischen Kirche im Rheinland haben, außer Essen noch an der Antoniter-Kirche in Köln und an der Johannes-Kirche in Düsseldorf; die übrigen 30 Citykirchen-Projekte in der rheinischen Kirche werden anders betreut, meist durch Pastorinnen und Pastoren im Sonderdienst. Aber überall im Rheinland sprießen Ideen, Bereitschaft zur kirchlichen Präsenz in der City und zur ehrenamtlichen Mitarbeit! Wenn wir die in der Citykirchen-Arbeit des Rheinlands engagierten Ehrenamtlichen zu einem zentralen Treffen zusammenrufen, dann kommen leicht 100 Leute zusammen.

Essen hat jedoch eine Besonderheit: Selbst im offiziellen Verzeichnis der rheinischen Kirche steht auf Seite 253 für diese Arbeit eine englische Bezeichnung "Church in the City". Und das kam so:

Nach früheren Überlegungen des ehemaligen Stadtsuperintendenten Dr. Regul – da liefen die Überlegungen zur Präsenz der Kirche in der Innenstadt noch auf die Kapelle im Haus der Kirche zu -, nach manchen Initiativen des Unterzeichnenden und vielen Beratungsrunden im Studierzimmer des verstorbenen Präses D. Peter Beier kam im Januar 1991 am Halterner See eine kleine Essener Beratungsrunde von Altstadt-Pfarrern zusammen, schmiedete Konzepte und zeigte Entschlossenheit. Das ganze wurde von dem ehemaligen Superintendenten Wolfgang Glade, Kirchenkreis Essen-Mitte, tatkräftig unterstützt und gefördert. Wir fuhren auf meinen Vorschlag schließlich zur "geistlichen Spionage" nach London, um dortige City-Projekte zu besichtigen. Wir wohnten sehr schlicht in einem Gemeindezentrum im nicht ungefährlichen Londoner Osten und hätten uns am liebsten von einem, mit dem Bankhaus des Vorsitzenden des Essener Kuratoriums, Bankdirektor Dr. Axel Wiesener (Essen), befreundeten Bankinstitut zum "High Tea" einladen lassen, aber dazu blieb keine Zeit. Wir hatten genug zu sehen und zu staunen in St. Botolph's, in St. Martin in the Fields, bei In Contact Ministries, bei den Franziskanern und anderswo. Wir sahen auch eine sterbende Kirche, durch deren Dach das Wasser tropfte und die Tauben flogen und die zu einer "Lehrlingswerkstatt plus Raum der Stille" oder gegebenenfalls zu einer "Basketball-Halle mit angeschlossener Trau-Kapelle" umgebaut werden sollte. Über der Eingangstür stand noch der Ruf Jesu: "Come unto me, all ye that labour and are heavy laden and I will give you rest!" (Matth. 11,28) – aber die Tür war zugemauert!

Diese meine erste London-Studienfahrt mit Großstadt-Pfarrern aus dem Ruhrgebiet ist mir unvergesslich! Danach ging es mit dem Essener Projekt zügig weiter, die Stelle konnte ausgeschrieben werden, und es wurde ein engagierter Pfarrer aus der Braunschweigischen Kirche gewählt, deren Domarbeit in der Braunschweiger Innenstadt in ganz Deutschland bekannt ist.

So gibt es nach fünf Jahren viel und Vielen zu danken und immer noch genug weiter zu bedenken. "Remember! Church is not the building, but people!" – so steht es am Eingang zu einer englischen Innenstadt-Kirche. Das wollen wir auch wirklich bedenken: "Die Kirche, das sind nicht die Gebäude, sondern die Leute". Und doch können die Gebäude die Leute locken und zum Nachdenken bringen. So wollen wir auch weiterhin prä-

sent sein an einem Ort in der Stadt, wo die Leute zwar nicht wohnen, wo sie aber arbeiten und leben - auch wenn manche vorbeigehen.

In herzlicher Verbundenheit und mit guten Wünschen für den gesamten Trägerkreis der Essener Citykirchen-Arbeit,

**Klaus Teschner**

Landeskirchenrat

Zuständiger Dezernent für die Citykirchen-Arbeit in der Ev. Kirche im Rheinland

# Heinrich Gehring

## Grußwort des Stadtsuperintendenten, Essen

Die Marktkirche im Zentrum unserer Stadt ist für das evangelische Essen ein kostbares geschichtliches Vermächtnis und eine Verpflichtung für die Zukunft. Sie darf sich als gemeinsames Zentrum und Aushängeschild der Evangelischen Kirche in Essen verstehen.

Von dieser Kirche aus nahm die Reformation in Essen ihren Lauf. In dieser Kirche hat die Geschichte von Rat und Bürgerschaft der Stadt Essen im Gegenüber zur Münsterkirche der Fürstabtissinnen ihren Ort. Mit dieser Kirche ist der Weg der Essener Bekenntnisgemeinden in der Zeit des Dritten Reiches verbunden.

Schon bei der Teilung der großen Essen-Altstadt-Gemeinde im Jahre 1957 wurde von den vier selbständigen Nachfolge-Gemeinden vereinbart, die Marktkirche als gemeinsames und verbindendes Erbe zu verstehen. Wichtige Entscheidungen zur Marktkirche wurden also durch gleichlautende Beschlüsse der Presbyterien der evangelischen Kirchengemeinden Altstadt-Mitte, Altstadt-Nord, Altstadt-Ost und der Erlöserkirchengemeinde getroffen.

So haben diese Gemeinden auch ausdrücklich zugestimmt, als im Jahr 1987 ein neues Konzept für die Marktkirchenarbeit entwickelt wurde, das die an anderen Stellen schon erfolgreich durchgeführte Idee der Citykirchen-Arbeit aufgriff und die Marktkirche als gesamtessener Schaufenster der Evangelischen Kirche verstand.

Die Trägerschaft für diesen neuen Aufgabenbereich wurde traditionsgemäß auf den Kirchenkreis Essen-Mitte übertragen. Eine City-Pfarrstelle wurde beim Kirchenkreis Essen-Mitte für die Marktkirche errichtet, die wie eine Verbandspfarrstelle von der Gemeinschaft der Essener Kirchengemeinden finanziert wird. Ein Marktkirchenausschuß aus Vertretern der vier Altstadt-

Gemeinden, der drei Essener Kirchenkreise und des Evangelischen Stadtkirchenverbandes Essen begleitet seitdem die Arbeit des City-Pfarrers.

Die kirchliche City-Arbeit wird in diesen Umbruch-Zeiten nur dann eine Zukunft haben, wenn die Marktkirche in den Essener Kirchengemeinden und Essener Kirchenkreise als Gemeinschaftsaufgabe verankert bleibt. Die Gemeinschaft der Evangelischen Kirche in Essen muß von der Wichtigkeit überzeugt sein, diesen zentralen Kult-Urort der Stadt Essen zu erhalten und diesen Kulturort in offener Urbanität zeitgemäß zu gestalten.

Das ist also mein Wunsch:

Neben der katholischen Münsterkirche soll den Menschen in Essen eine vom protestantischen Gestaltungsprinzip geprägte Marktkirche offenstehen: Eine Kirche, die durchlässig ist für das um sie her pulsierende Leben, offen ist für die gesellschaftlichen Kräfte, die das Leben der Stadt bestimmen; eine Kirche, die sich auf die Menschen einläßt und mit ihnen ins Gespräch kommt; ein Ort des Dialogs, der prophetischen Aussage und zugleich ein Ort der persönlichen Vergewisserung und Rückbindung an Gott; ein Ort, an dem sich Tradition vergegenwärtigt; ein Ort, der in sich widerständig ist gegen die ständig neuen Ansprüche des Zeitgeistes.

Voller Dank kann ich feststellen, daß in der Marktkirche, die nach dem Krieg bruchstückhaft wieder aufgebaut wurde, trotz unzureichender räumlicher Gegebenheiten vieles von diesem Citykirchen-Konzept schon verwirklicht wurde.

Der begrüßenswerte Ausbau der Marktkirche zu einem den Besucher ansprechenden Kirchenraum wird eine Ahnung davon ermöglichen, dass Gott aus Bruchstücken ein Ganzes machen kann. Diese Neugestaltung der Kirche wird neue Akzente der Citykirchen-Arbeit herausfordern. Dem Marktkirchenbauverein gilt mein besonderer, dankbarer Gruß.

Allen, die mitwirken – und dazu zähle ich neben den Freunden und Förderern auch viele Menschen in unseren Gemeinden und außerhalb unserer Gemeinden – möge die Liebe zur Marktkirche zum Segen werden.

# Matthias Pape

## Ein Prolog

„...zum Wahrzeichen von Köln. Sie wissen, das ist die große Kirche mit den beiden Türmen gegenüber von McDonald's. Das habe ich übrigens wirklich mal gehört. Jugendliche Fußballfans aus Dortmund standen in der Telefonzelle und haben sich verabredet. "Wir stehen hier an dieser großen Kirche gegenüber von McDonald's." Ich kann das verstehen. Ich kenn ja auch keine Kirche in Dortmund."

(Jürgen Becker/Martin Stankowski, Biotop für Beklopfte, 1995)

Die kleine Kirche bei "Boecker": so beschreiben häufig die Essener die Marktkirche. Wirklich bei-läufig nimmt man sie ausser am "Tag des offenen Denkmals" lediglich am Rande wahr. Ihren Eingang muß man beinahe suchen, eher schon fallen einem die Graffitis an ihren Wänden und die Szenotypen vor ihr auf. Oft ist die Kirche kaum zu sehen, zugebaut von sogenannten "Aktionsbühnen" oder Kirmes- und Weihnachtsmarktбудen. Sie ist nicht berühmt, kein Wahrzeichen mehr, ihren Namen hat man nicht sofort präsent - für den Passanten ist es eben diese "kleine Kirche bei Boecker". Ein Los, welches die Marktkirche mittlerweile mit großen und großartigen Schwesterkirchen in anderen Städten teilt. Religionssoziologisch wird dieses Phänomen "Traditionsabbruch" genannt.

Man mag dieses als Bedrohung, als Verlust empfinden. Aber es bedeutet ja auch wie jede Krise die Chance zu Neuem, Neubeginn, Neuorientierung. Nicht mehr Mittelpunkt des städtischen Gemeinwesens, nicht mehr Heimat des Bürgertums, nicht mehr "Flaggschiff" des Essener Protestantismus - aber inmitten der Menschenströme hat sie ihren Standort. Die Passanten gehen auf die Marktkirche zu, wenn sie die Kettwiger Strasse, die Fussgängerzone hinabgehen oder von der Limbecker Strasse hinaufkommen. Sie ist nicht das Herz der Stadt - wie in vielen anderen Innenstädten ist der Pulsschlag der Stadt mittlerweile woanders zu spüren: in den Kathedralen des Konsums und den Paradiesgärten der Einkaufs-Erlebnis-Welten. Eher schon ist die Marktkirche im Getriebe der City ein Rastplatz für die Seele und wohl auch

für manche müde Beine. Betritt der Besucher die Marktkirche, empfängt ihn der Charme der fünfziger Jahre und ein eigenartig proportionierter Raum. Ein Ort, der anscheinend gar nicht mehr in diese Zeit paßt. Die alten Pfeiler erinnern an zurückliegende (bessere?) Zeiten. Tastet sich der Besucher etwas unsicher in diesen merkwürdigen Raum, sieht er die Informationstafeln mit der Geschichte der Marktkirche. Sie dokumentieren die einstmalige Bedeutung der Kirche. Daten, die zu Geschichte geronnen sind.

Was tun mit einer Kirche, die so fremdartig geworden ist? Die nicht mehr so recht in das Erscheinungsbild der City paßt? Die keinen Zweck mehr zu erfüllen scheint und nicht einmal mehr für Repräsentationszwecke zu gebrauchen ist. Wie in vielen anderen Städten haben Christinnen und Christen sowie engagierte Bürgerinnen und Bürger in vergleichbarer Situation nicht vorrangig den Verlust, sondern die Chancen und das Potential dieser Innenstadt-Kirchen entdeckt und in den Vordergrund gestellt. Oft geschah dieses aus existentieller Not: das Kirchengebäude kann von einer Gemeinde nicht mehr unterhalten werden oder die Gemeinde der Stadtkirche: die Parochie - dieses griechische Wort meint übersetzt: die, die beieinander wohnen - schrumpft und wird immer älter. So standen viele Gemeinden vor der Alternative "Dichtmachen oder Beleben".

In Essen entschieden sich die Verantwortlichen für die Belebung. In seinem Beitrag erinnert Landeskirchenrat Klaus Teschner, ein Essener nun in Düsseldorf im Landeskirchenamt, an die ersten Anfänge zu dem Beginn der Citykirchenarbeit an der Marktkirche. In seinen Ausführungen wird ebenfalls deutlich, dass die Überlegungen vor Ort in einem weiten Kontext zu sehen sind und fast zeitgleich an verschiedenen Städten - nicht nur im Rheinland, nicht nur in Deutschland - neue Aufbrüche begannen. Der Bericht aus Basel soll hierfür beispielhaft stehen. Der Austausch und das gemeinsame Weiterdenken in der Citykirchenarbeit ist bis heute ein wesentliches Kennzeichen dieses kirchlichen Arbeits- und Lebensbereiches. Bei der Zusammenkunft der in den Citykirchen Tätigen in Frankfurt im Oktober 1998 wurden die in diesem Buch wiedergegebenen Thesen verabschiedet, die das gemeinsame Nachdenken und eine knappe theologische Verortung der Citykirchenarbeit zusammenfassen. Daher stehen sie als Grundlage zu Beginn der verschiedenen Beiträge.

Zur Belebung der Marktkirche haben verschiedene Projekte beigetragen. Wie in einigen anderen Citykirchen entwickelten sich zahlreiche Begegnun-

gen im Bereich von Kirche und Kunst. Mittlerweile findet dieser Dialog zunehmend auch in Ortsgemeinden statt - vielleicht hatten die Stadtkirchen hierbei eine gewisse Pionierfunktion. Thorsten Nolting berichtet in seinem Beitrag über die von ihm gemachten Erfahrungen an der Johanniskirche in Düsseldorf.

Tanz und Theater, Neue Musik, Veranstaltungsforen sind weitere Module der Marktkirchenarbeit. Für mich steht neben diesen Aktivitäten die Verkündigung im Mittelpunkt: Tägliche Andachten, besondere Gottesdienste, Abendmahlsfeiern, Ansprache an Zielgruppen machen dieses deutlich. Es soll der Antwortversuch sein auf die Frage, was in dem "Programm" der Stadtkirche das typisch kirchliche und evangelische sei. Die Notwendigkeit der Klarheit des Profils drängt sich gerade in dem grossen Veranstaltungsreigen des Ruhrgebietes und der Stadt Essen auf, wo viele Spielstätten mit beeindruckendem Ambiente bespielt werden müssen. Für die Kirche der Innenstadt ist der Aufsatz von Eberhard Hauschildt ein wichtiger Denkanstoss, der nach der besonderen Qualität des kirchlichen Ortes forscht und zu bedenken gibt, dass man nicht alles machen sollte, was möglich wäre.

Weil die Stadtkirchen wegen ihres "Angebotes" und ihres Standortes häufig im Mittelpunkt des Interesses oder der Wahrnehmung stehen, hat sie sich ihres öffentlichen Charakters bewusst zu sein. Die Marktkirche ist aber gleichfalls auf Öffentlichkeit angewiesen und da ihr keine Gemeinde zugeordnet ist, kann sie nicht über das übliche Kommunikationsnetz der Ortsgemeinden verfügen. Die Ambivalenz und die Wahrnehmung von Kirche steht im Mittelpunkt des Beitrages von Ulrich Führmann.

Vor fünf Jahren habe ich die Citykirchenarbeit an der Marktkirche aufgenommen. Manches an Ideen hat sich als "Flop" erwiesen, anderes ist ungeplant und unerwartet entstanden und gewachsen. Zu den vorläufigen Erkenntnissen und weiter zu bedenkenden Fragestellungen gehört als derzeitiges Fazit:

Die Citykirche ist eng eingebunden in den Biorhythmus der Stadt. Die innerstädtische Entwicklung mit allen gesellschaftspolitischen Implikationen berührt die kirchliche Arbeit unmittelbar - hieran erinnert der Beitrag von Prof. Dr. W. Breyvogel.

Konzepte haben eine kurze Halbwertszeit. Da die Marktkirche ein häufig wechselndes "Publikum" anspricht (ansprechen soll?), sind in der Folge die Bedürfnisse rasch wechselnd.

An dem zuvor genannten Punkt kann die Suchbewegung nach dem Profil, dem Eigentlichen evangelischer Citykirchenarbeit festgemacht werden. Was ist das Besondere, was unterscheidet uns von der Volkshochschule usw.?

Die Citykirchenarbeit soll von möglichst vielen Menschen und kirchlichen Einrichtungen getragen werden. Das bedeutet oftmals, daß einzelne oder Institutionen ihr Wunschbild von Kirche auf die kleine Marktkirche projizieren. Das verursacht häufig schwierige und manchmal verletzende Diskussionen. Die Cityarbeit der Kirche macht deutlich, wie wichtig ein gemeinsames Kirchenbild als gemeinsames Ziel vonnöten wäre. Dieses wird in Anbetracht der - guten - evangelischen Vielfalt und Individualität wohl ein Wunsch bleiben.

Kirche ist gefragt: Eine meiner vielen guten Erfahrungen! Menschen erwarten von der evangelischen Kirche Antworten auf ihre aktuellen und permanenten Fragen. Die Antworten müssen nicht einmal unbedingt zeitgemäß sein. Kirche ist gefragt bei der Alphabetisierung des Glaubens ("Wie kann ich beten?"); wir sind gefragt als Seelsorger; wir sind gefragt als Kontrapunkt zu der glatten Konsumwelt; wir sind gefragt als Repräsentanten von Vergangenheit und Zukunft, das meint die Vergegenwärtigung der Treue Gottes in unserem Leben.

Die Stadtkirche gehört der Stadt - und nicht nur kirchlichen Gruppen, Interessierten oder Amtsinhabern. Sie muss offen gehalten werden für die Flaneure, die Neugierigen, die Distanzierten in der Stadt. Das Verhältnis von - theologisch durchaus begründbarer Sehnsucht nach Nähe und angebrachter Distanz ist ein wichtiges Merkmal von Citykirchenarbeit.

Nach fünf Jahren steht noch einiges aus! Die im Marketingjargon sogenannte "Aufenthaltsqualität" in der Marktkirche soll verbessert werden.

Die Arbeit der Marktkirche wird in Zukunft stärker von ehrenamtlichen Mitarbeitern getragen werden.

Die Arbeitsbereiche der Kirche, die - allein räumlich - so im Mittelpunkt stehen wie die Citykirchenarbeit, sollten und müssten schon äußerlich attraktiv sein: also wirklich "anziehend". Das ist von aussen gesehen eine Frage des Designs und der Pflege. Dieses ist natürlich mit einem finanziellem Aufwand verbunden, was momentan ein ganz heikles Thema ist. Auch im Blick auf diesen Arbeitsbereich werden die verantwortlichen Gremien gut zu überlegen haben, welche Schwerpunkte in der kirchlichen Arbeit in der Großstadt nötig sind.

Natürlich beschäftigt uns der geplante Umbau und die entsprechende Neugestaltung der Marktkirche. Nach der Realisierung des Entwurfes von Prof. Dr. Gerber / Dortmund werden neue Aufgaben erwachsen. Die Ästhetik des Raumes wird die inhaltliche Konzeption nicht unwesentlich beeinflussen.

Die geleistete Arbeit der vergangenen fünf Jahre wäre nicht ohne die erfahrene Unterstützung möglich gewesen: So soll an dieser Stelle den Essener kirchlichen Institutionen gedankt sein und für die Ev. Kirche im Rheinland seien die Oberlandeskirchenräte Teschner und Bewersdorff genannt. Dank gilt dem Marktkirchenausschuss und dem Marktkirchenbauverein, den Wegbegleitern Wolfgang Glade und Jochen Küssner, den Freunden und Freundinnen aus der nahen und bundesweiten Citykirchenarbeit. Dank auch all denjenigen, die hier nicht im einzelnen genannt werden können: Mitarbeitern, Mitwirkenden, vielen städtischen Organen, Ratgebenden und Ratsuchenden, Nachbarn.

## Arbeitsstelle Kirche und Stadt

### Citykirchenarbeit als Neuinszenierung des Christlichen

Citykirchen als zentrale Stadtkirchen verweisen, - räumlich gesehen - , auf das Zentrum der Stadt (bzw. des Stadtteils). Sie stellen allein durch ihre Existenz die Frage nach der äußeren und inneren Mitte der Stadt. Sie repräsentieren in der Regel Stadt-, Kunst- und Kirchengeschichte vergangener Zeiten. Sie haben stadtweite Ausstrahlung und prägen die Identität der Stadt. Sie stehen für das Woher und Wohin des Lebens und halten die Frage nach Gott offen. Sie sind produktive Fremdkörper im Stadtdesign der Gegenwart.

Die Aufgaben und Chancen der Citykirchenarbeit ergeben sich aus folgenden Grundbestimmungen:

- I. Die Stadtkirche als Gottes-Haus
- II. Die Stadtkirche als Genius loci der Stadtidentität
- III. Die Stadtkirche als Asylort
- IV. Die Stadtkirche als Spielraum

#### I. Die Stadtkirche als Gottes-Haus

Kirchen sind exemplarische, aber nicht exklusive Orte der Präsenz Gottes in der Welt. Sie erinnern an die unabgeschlossene Geschichte Gottes mit dem Menschen. Sie sind Orte, die zur Begegnung mit Gott einladen. Kirchen gehören Gott.

Stadtkirchen sind lebendige Gasthäuser Gottes, in denen Mittel des Lebens ausgeteilt werden. Dazu gehören aber nicht nur die sakramentalen Gaben, sondern auch eigene Orte der Stille und - in erreichbarer Zuordnung - Zonen der Rekreation und realer Gastlichkeit.

Vor allem aber müssen die Türen geöffnet sein. Zumindest muß ein Vorraum der Kirche öffentlich zugänglich sein, von dem auch das Innere der Kirche eingesehen werden kann und erkennbar ist, wann die ganze Kirche für alle geöffnet ist.

Stadtkirchen gehören weder einzelnen Gemeinden noch einzelnen Bürgerinnen und Bürgern. Stadtkirchen gehören auch nicht der Amtskirche. Stadtkirchen sind Symbole dafür, daß nicht alles käuflich und besitzbar ist. In diesem Sinne sind sie Symbole dafür, daß die Stadt zwar von Generation zu Generation tradiert und gestaltet wird, aber als Wohn- und Lebensbereich zukünftiger Generationen dem Gemeinwesen als ganzem in Verantwortung übergeben worden ist, darum nicht total parzelliert als Ensemble privatrechtlicher Eigentumsanteile gewertet und genutzt werden darf. Symbolisch gesprochen: die Stadtkirche erinnert daran, daß die Erde "heilig" ist, also Gott gehört und uns nur zur verantwortlichen Verfügung in Obhut gegeben ist. In diesem Sinne realisiert Citykirchenarbeit zuerst Gottes Dienst an den Menschen und ist zugleich der menschliche Versuch, das Leben vor Gott zu verantworten. Gottesdienst als Dienst Gottes an den Menschen und menschliche Antwort entfaltet sich in spirituelle und sozialdiakonische, in politische und kulturelle Arbeit. Die Liturgie des Gottesdienstes ist selbst Erinnerung und Einübung der gottgegebenen Würde und Verheißung des Menschen und in diesem Sinn auch ein Dienst am Gemeinwesen als ganzem.

## II. Die Stadtkirche als Genius loci der Stadtidentität

Stadtkirchen (im Unterschied zu Bischofskirchen) verdanken in der Regel ihre bauliche Errichtung Beschlüssen des *politischen* Gemeinwesens. Sie waren Orte zur Bildung der Stadtöffentlichkeit. In ihnen wurde das Gewissen der Stadt geformt und sie bergen bis heute das "Gedächtnis der Wunder" (Ps. 111,4) - aber auch der Wunden, sie sind darum ein lebendiges Stadtgedächtnis. Stadtkirchen bleiben, - auch in kirchlicher Verantwortung - , der Stadt als ganzer verpflichtet.

Citykirchen als zentrale Stadtkirchen sind Foren für stadtrelevante Auseinandersetzungen. Der Diskurs über Heil und Unheil der Stadt findet nicht nur im Rathaus und auf dem Marktplatz statt, sondern gehört auch in die

Stadtkirche. Erfahrungen haben gezeigt, daß in Stadtkirchen Konfliktparteien neu zueinander finden können, neue Lösungen erdacht werden können, wie es in anderen Räumen nicht möglich ist.

Stadtkirchenarbeit ist erkennbare Zeitgenossenschaft. Sie geschieht in Sympathie mit den "treuen Kirchenfernen".

Dabei handelt Citykirchenarbeit häufig exemplarisch für die christlichen Gemeinden der gesamten Stadtregion. Die unterschiedlichen Sektoren städtischen Lebens werden durch die Citykirchenarbeit angesprochen. Stadtweite Öffentlichkeit zu bilden ist ein zentrales Ziel der Stadtkirchenarbeit, die damit der Ansicht widerspricht, Religion sei (lediglich) Privatsache. Geöffnete Stadtkirchen werden alltäglich von mehr Menschen aufgesucht als an normalen Sonntagen. Das gilt nicht nur in Touristenstädten. Stadtkirchen als Refugien des Heiligen werden in der Stadt dringend gebraucht. Darum sollten Stadt- bzw. Citykirchen als Morgen-, als Tages-, als Abend- und als Nachtkirchen "arbeiten". Es gibt ermutigende Erfahrungen in dieser Richtung.

### III. Die Stadtkirche als Asylort

Stadtkirchen sind die Heimstatt der in der Bergpredigt Seliggepriesenen. In Stadtkirchen wird das Glück und Leid der Menschen bewahrt und gestaltet. Sie sind Schutzräume für Menschen in Not, aber auch für verfolgte Meinungen, bedrohte Traditionen und verdrängte Gefühle. Stadtkirchen sind Klagemauern und Hoffnungszeichen. Wünsche, Hoffnungen und Gebete, die hier ausgesprochen wurden und werden, geben der Stadtkirche ihre Aura und ihre Würde.

Stadtkirchen sind heilsame Inseln. Sie sind Asylorte für seelische Grundbedürfnisse. Sie repräsentieren in der Hektik des Alltags ein anderes Raumerleben und eine andere Zeiterfahrung. Kirchen bergen das Heilige und schützen die Seele des Menschen. Sie repräsentieren die Ewigkeit in der Zeitlichkeit. Sie sind als währendes Gedächtnis der Zeiten und als symbolische Repräsentanz des gesamten bewohnten Weltkreises, der Ökumene, Heimat aller Fremden und im Notfall auch Zufluchtort für Verfolgte. Stadtkirchenarbeit lebt von ökumenischer und zunehmend auch von interreligiöser Offenheit. Stadtkirchenarbeit inszeniert in bewußter Aufnahme prophetischer

Tradition symbolische Handlungen, die sich auf das Gemeinwesen als ganzes beziehen.

Der lokale Jahreskalender sowie herausragende Ereignisse und das christliche Festjahr mit seinem besonderen Profil dienen als "öffentliche Agenda" der Citykirchenarbeit.

#### IV. Die Stadtkirche als Spielraum

Stadtkirchen sind Spielräume evangelischer Freiheit. Diese Freiheit findet ihren Ausdruck sowohl in der Kritik der Todesmächte der jeweiligen Zeit als auch in Inszenierungen des Lebens in Kunst, Kultur, in Diakonie und Kommunikation.

Die Stadtkirche ist ein Raum für "Spieleute", Kinder und Künstler haben ein besonderes Verhältnis zur Zukunft. Sie spielen neue Möglichkeiten durch und inspirieren das Gespräch zwischen den Menschen und Gott. Dabei geht es nicht um kirchliche Nischen oder Spielwiesen, sondern um zukunftsorientierte Versuche, dem Auseinanderdriften der "gespaltenen Stadt" und den indifferent nebeneinander lebenden Milieus entgegenzuwirken.

Zur Stadtkirchenarbeit gehört die Nutzung und Gestaltung des gesamten Ensembles von Kirche und Kirchhof, der Vergegenwärtigung der alten "Freistatt", dem "Vorhof" mittelalterlicher Kathedralen als Schutzbereich. In diesem Sinne ist Citykirchenarbeit ebenso Vergegenwärtigung vergangener Möglichkeiten, wie auch Zukunftswerkstatt. Sie experimentiert mit neuen Arbeitsformen, alternativen Finanzierungssystemen und kann so eine Leitfunktion für kirchliches Handeln in der Zukunft übernehmen.

Stadtkirchenarbeit steht in einem großen Zusammenhang: kein Stadtfriede ohne Religionsfriede, kein Religionsfriede ohne Toleranz und Gerechtigkeit, keine Gerechtigkeit und Toleranz ohne Schutz der Menschenrechte und der Minderheiten und Bewahrung der Schöpfung.

Stadtkirchen arbeiten dem Schalom Gottes als Ziel und Hoffnung der Geschichte entgegen.

(Thesepapier der Arbeitsstelle Kirche und Stadt, einstimmig akzeptiert und beschlossen von der Citykirchenkonferenz am 27. Oktober 1998 in Frankfurt/Main)

# Irene Wiese-von Ofen

## Die Mitte der Stadt

Die Mitte ist offenbar etwas Erstrebenswertes: Wenn man sich in der Mitte des Lebens wähnt, hat man gleichviel Vergangenheit, die einen unabhängiger und souveräner macht als am Beginn von Schulzeit, Universität oder Berufsleben, und ebenso viel Zukunft, die als Herausforderung und Hoffnung auf Erfüllung noch alles offen hält zu Vollendung und Gewinn. Die Mitte des Hauses ist der Lebensraum, der allen Mitgliedern der Familie offensteht, in dem sie zusammenkommt und Begegnung und Anregung findet. In manchen Traueranzeigen findet man den Verstorbenen als die Mitte der Familie apostrophiert, die mit ihm verloren sei. Mitte ist im übertragenen wie im konkreten Sinn also etwas Wesentliches, etwas Wichtiges, etwas das Anderes oder Andere definiert, bestimmt, fördert, schützt, Halt bietet, einmalig ist.

Die Mitte der Stadt löst deshalb als Standort wie als Metapher gleichermaßen bestimmte Vorstellungen aus von Bedeutung und Wichtigkeit. Man verbindet mit der Wortwahl Aufforderungen von Qualität und Herangehensweise gegenüber der Banalität aller anderen Bereiche. In der Mitte der Stadt war im Altertum immer die Kultstätte, befand sich im Mittelalter in der Regel die Kirche, stand das Rathaus als Sitz von Bürgerschaft und Rechtsprechung. Diese Grundstruktur weisen unsere Städte meist heute noch auf, aber über den Kirchturm sind die Bürotürme hinausgewachsen und die "Neue Mitte" ist dort, wo die Mitte eben nicht ist, sondern die Peripherie als Nachfolgenutzung von Schwerindustrie, die sich einst selbstverständlich vor den Toren der Stadt, also an ihrem Rand angesiedelt hatte, denn der Flächenanspruch war in der alten Stadt nicht zu decken. Diese beiden neuen Elemente - Konsum und Peripherie - sind aber vielleicht viel entscheidender für die Zukunft unserer Städte, als die alten Mitten, die uns noch vorschweben und die wir uns bemühen, nicht nur zu bewahren, sondern sie auch noch zu aktivieren. Wenn man die Marktkirche unter dem Rubrum "Mitte der Stadt" betrachtet, beschleicht einen das Gefühl eines leichten Zweifels: Markiert dieses Kirchlein einen Ort der Mitte und welche Mitte läßt sich die

Gesamtstadt Essen, dieses Konglomerat von alten historischen, unterschiedlich eingemeindeten und im Laufe der letzten Jahrzehnte neu entstandenen Stadtteile mit einer, wie eingangs formuliert, hohen Erwartung gefallen?

Für mich war der Wiederaufbau der Marktkirche eigentlich immer ein unvollendeter. Die Entscheidung der evangelischen Kirche, nach den Zerstörungen nur eine Rumpfkirche wieder aufzubauen, ist aus der damaligen Sicht und im Hinblick auf den Neuordnungsplan der Stadt zwar verständlich, aber dennoch kaum zu rechtfertigen. Aus der Stadtkirche, der ältesten Bürgerkirche, die in der Zeit der Reformation evangelisch geworden war gegen die Fürstäbtissin, als Zeichen von Bürgerbewußtsein und Selbständigkeit, in der aus diesem Grunde auch zeitweise der Rat getagt hatte, wurde eine Kapelle. Mit dem Verzicht auf den Turm und Ersatz durch den Dachreiter in Anlehnung an Zisterzienserkirchen, d.h. eben gerade nicht "Kirche in der Welt", hatte man schon Gemeindeaufgaben und Anspruch aufgegeben, ehe die Menschen nicht mehr wieder nach den Kriegszerstörungen in die Innenstadt zurückzogen und die großvolumigen Kaufhäuser sich breit machten und damit ein Kirchengemeinde der Vorkriegszeiten abhanden gekommen war. Folgerichtig funktionierte auch die gemeinsame 4 Kirchengemeinden - Betreuung als Gemeinschaftsverantwortung für die Marktkirche nicht. Das Schwergewicht verlagerte sich in die Stadtteilgemeinden, für neue Siedlungen baute man neue Kirchen und Gemeindezentren, und die Marktkirche wurde "funktionslos" in den Augen der Stadtbesucher wie der sonstigen Bewohner Groß -Essens. Dennoch tauchte immer wieder bei einigen Engagierten der Gedanke auf, das 3. Joch und den Turm doch noch wieder aufzubauen. Die Puristen der Denkmalpflege, wie die Puristen der kirchlichen Diakonie, denen soziale Betreuung vorrangiger war als die Vergrößerung von Raum für immer weniger betende Menschen, lagen bei dieser Diskussion im Widerstreit mit denjenigen, die die Initiative ergriffen, der Marktkirche auch baulich einen neuen Akzent zu geben. Die Menschen leben von Zeichen: Darum hat man Türme gebaut, - Verteidigungstürme, Geschlechtertürme, Verwaltungstürme - die natürlich auch immer eine Funktion haben, aber mehr noch stehen sie für Vormacht und Bedeutungüberschuß. Warum sollte sich nicht auch ein Kirchenbau dieser Zeichenhaftigkeit bedienen? Alles, was im Mittelalter zur höheren Ehre Gottes gebaut wurde, war auch immer technische Herausforderung, war höchste

Bauleistung und zugleich Anspruch eines Triumphes über die Vorgängerleistungen, von Cluny's Ausdehnung des Mittelschiffs in Höhe und Länge bis Brunellescis oder Michelangelos Kuppeln. Nun ist die Marktkirche in Essen, auch als sie noch St. Gertrudis war, sicher nicht mit diesen herausragenden Beispielen der Kirchenbaukunst zu vergleichen. Dennoch war sie zur Zeit ihrer Erbauung für das mittelalterliche Ackerbürgerstädtchen auch eine vergleichbar wesentlich größere Leistung, als sie von uns heute für anstehende Entscheidungen abverlangt wird. Wodurch könnte also angesichts dieser eher etwas mißlichen Voraussetzungen die Marktkirche die "Mitte der Stadt" wieder ausdrücken oder diese Mitte neu symbolisieren?

Zuerst einmal müßte sie sich daran beteiligen, für die Gesamtstadt "Mitte der Stadt" zu definieren. Die anhaltende Diskussion um die Innenstadt, ob zuviel oder zu einseitig Einkäufen dort konzentriert werde, ob steinerne Stadtplätze oder Grün- und Landschaftselemente die City attraktiver machen könnten, ob Kultur oder Entertainment dort anzusiedeln seien oder, wie Saalbau, Aalto und Museum, Cinemaxx oder Colosseum außerhalb bleiben sollten, ob Wohnen anzureichern möglich und wichtig sei oder nicht, zeigt, wie unsicher unsere Zeit ist mit dem, was sie dem Begriff der Mitte - der wie in der Einleitung dargelegt, ein Begriff von hohem Anspruch offenbar immer noch ist - an konkreten Nutzungen zuordnen will.

Im Rahmen einer solchen Beteiligung zur Definition der Bedeutung der Innenstadt stünde Kirche für mich immer noch für geistige Mitte, für einen spirituellen Ort, an dem man Stille findet inmitten der umtriebigen Stadt, eine Gestalt, die Schönheit ausstrahlt und Harmonie, ein Hülle, die klingt in ihren Materialien und Proportionen. Kirche, sich mit diesen Inhalten in ihrem Bau ausdrückend, darf dann auch in Anspruch nehmen, ihr Haus zu verändern. Ein Haus Gottes sollte in Formen und Materialien sich von denen seiner profanen Umgebung unterscheiden und inmitten der lauten Welt dezidiert den Anspruch an Spiritualität verteidigen. Das geschieht nicht nur durch Predigten, Kirchenmusik und Diakonie, das geschieht auch durch die andere Sprache von Materialien und Proportionen, durch Purismus in den Formen, die nicht ablenken, durch die Makellosigkeit von Details und die Kunst des sich Bescheidens und der Konzentration auf das Wesentliche: Die Wirkung des Raumes. Inmitten der Lautheit der Einkaufswelt, die sich ständig neu inszeniert, sollte Kirche nicht nachahmen

oder gar Konkurrenz versuchen, sondern sich darauf konzentrieren, das "Aliud" zu sein. Ich weiß, daß dies ein höchst altmodischer Anspruch ist, aber nach so vielen Berufsjahren mit bewegten Auseinandersetzungen um Planungsentscheidungen aller Art, um Ausnutzungsziffern und Renditen, um Geschosßzahlen und Machtgehabe weiß ich aus vielen Bürgeranhörungen, daß es immer noch viele Menschen gibt, die nicht nur "auf Action stehen" und in der Innenstadt ständig neue "Events" suchen, sondern auf der Suche sind, die ansprechbar sind für die Gegenwart. Alles, was sich in unserer Sprache immer noch mit "Mitte" verbindet und was "neue Mitten" suggerieren, und mit dem Positivum "neu" den Erfolg zu ergattern suchen, (eben nicht nur den kommerziellen, denn den halten sie für gewiß), sollten deshalb die Kirchen - evangelische wie katholische - bewußt ausfüllen und in ihren Gebäuden ausdrücken. Die Innenstadt, ob geliebt oder nicht, transportiert immer noch das Stadtbewußtsein für die Gesamtstadt. Kirchen in der Innenstadt, wie sie sich darstellen im Gebäude wie in ihrer Haltung, die sie ausstrahlen, tragen deshalb ganz entscheidend dazu bei, wie sich eine Identität mit der Gesamtstadt herausbildet, oder soweit vorhanden, festigt. Das bedeutet Chance wie Verpflichtung., der die Marktkirche mit ihrem Bau wie mit ihrer Citykirchen - Arbeit gleichermaßen Rechnung tragen sollte. Wer einmal beobachtet hat, wieviel Menschen den Kölner Dom, die Marienkirche in München oder die Kaiser - Wilhelm - Gedächtniskirche in Berlin betreten mit neugierigen oder verschlossenen Gesichtern, und sich dann sichtbar einfangen lassen von diesen besonderen Räumen, von Farben, von Orgelspiel oder kurzen Predigten, vor allem aber von Stille, die ihnen eine nur selten abverlangte Konzentration aufdrängt, kann Ähnliches auch in der Marktkirche in Essen erleben. Schon allein die offene Tür, das tägliche Andachtsläuten macht sichtbar und hörbar, hier ist ein besonderer Ort. Ich bin ziemlich sicher, daß bei aller Profanisierung unseres Lebens die Menschen ein Gefühl dafür haben, wo Hoheit des Raumes und die Wesentlichkeit des Wortes die Mitte der Stadt symbolisieren und diese unbewußte Suche muß in der Innenstadt ebenso eine Zeit und ein Angebot finden wie Einkaufen, Essen und Trinken, Sich - amüsieren und Konflikte erfahren mit anderen Ethnien, anderen Gesellschaftsschichten, anderen Lebensformen. Stadt war immer die Freiheit der Wahl und bedeutete immer auch Austragen von Konflikten, nur in den Kirchen war heiliger Ort, wo auch jeder Verfolgte sicher war, denn die offene Tür der Marktkirche ist für jedermann

offen, nicht nur für gepflegte Kaufwillige, wie in der ein oder anderen exklusiven Einkaufscenter-Mall. Umgekehrt verlangt das Besondere des Ortes ein angemessenes Verhalten, und so bleibt der Citykirchen - Arbeit als eine schier unlösbare Aufgabe die völlig inhomogene Besucher Klientel so ernst zu nehmen, wie sie sich je angesprochen fühlt und mehr oder minder stumm ihre Hoffnung auf Ansprache zum Ausdruck bringt.

Kirchenräume, wenn sie den Geist von Hoheit atmen und Schönheit ausstrahlen, bedürfen nicht mehr viel mehr als diesen Geist zu bewahren, dann wird jeder Bewohner der Stadt, ohne es sich ausgesprochen klarzumachen, wissen, daß es diesen besonderen Ort gibt, selbst wenn er selbst ihn nicht aufsucht. Aber es würde ihm in der Mitte der Stadt etwas entscheidendes fehlen, gäbe es diese Kirche nicht.

## Ein Zwischengedanke:

### Stadtraum – Kirchenraum

“‘Nicht-Orte‘ nennt der Ethnologe Marc Augè (M. Augè, Orte und Nicht-Orte, Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, 1994) jene Räume, in denen wir Nomaden der Postmoderne immer mehr Lebens-Zeit verbringen. ‚Nicht-Orte‘: Das sind Hochgeschwindigkeitszüge, die uns durch eine kaum mehr wahrgenommene, kaum mehr wahrnehmbare Landschaft tragen. ‚Nicht-Orte‘: Das sind die mobilen Behausungen, mit denen wir uns von A nach B und zurück katapultieren – selbst erwählte, ausbruchsichere Gefängnisse, wenn sie sich im Stau ineinander verkeilen. ‚Nicht-Orte‘: Das sind die Einkaufs- und Freizeitparks im Dunstkreis der Städte, weltweit genormt wie die Schnellrestaurants, die Tankstellen, die Supermärkte, die multiplen Filmpaläste, die Billighotels ... ‚Nicht-Orte‘ Das sind die Fußgängerzonen in den Städten selbst, wo überall die gleichen Namen, die gleichen Bilder, die gleichen Verheißungen über die Fassaden wuchern und alles Besondere, Unterscheidende, Überkommene mehr und mehr einebnen ... ‘Nicht-Orte‘: Das sind allesamt Aufenthalts- und Transiträume auf der Lebens-Strecke, ‚eine in sich zusammenhängende und sich verdichtende Welt, die der einsamen Individualität, der Durchreise, dem Provisorischen und Ephemeren überantwortet ist.‘ Als solche sind sie das Gegenteil jeglicher Utopie, ganz und gar ungeeignet, sich in sie hineinzuträumen, Hoffnungen in sie zu investieren, Wohnung darin zu nehmen, eine Heimat zu suchen und zu finden. ... Vielleicht biegen wir dann doch irgendwann und irgendwo von der Strecke ab, finden das alte Gemäuer, ... irren mit anderen ratlos durch das Kirchenschiff, die Kinder zünden Kerzen an, stellen sie zu den anderen vor das Marienbild, wünschen sich was: Ahnung, daß dieser Ort einst noch einen anderen Ausgang hatte. Aber: Längst hat die ‚ortlose Transitwüste‘, so scheint es, auch diesen Ort erreicht, hat ihn in einen ‚Nicht-Ort‘ verwandelt, den man

**benutzen, bewirtschaften, verbrauchen, aber nicht wirklich be-  
wohnen kann – und darf.**

(K.-H. Bieritz, Einfach leben, Impulse für eine spirituelle Erneuerung  
im Kontext der ‚Erlebnisgesellschaft‘; Vortrag gehalten am  
12.05.1998, Bad Doberan)

# Eberhard Hauschildt

## Evangelische Kirche - ein heiliger Ort?

Vom Nutzen protestantischer Räume in der Stadt  
Vortrag in der Marktkirche am 22. Oktober 1998

Das Wort heilig kommt uns Protestanten nicht so leicht über die Lippen. Heilig - das klingt nach alten vergangenen Zeiten. Heilig - das riecht nach Katholizismus. Heilig - das ist die vielleicht faszinierende und auch ein wenig beneidete Welt der anderen - der Mönche im Tibet, der Klöster auf hohen Bergen und der Feste in unbekannt Sprachen nach unverständlichen Riten. Der aufgeklärte Protestant macht ... Fotos - kulturgeschichtlich ist das ganze ja doch recht interessant; er informiert sich über die Geschichte; er weiß psychologische und soziale Gründe zu nennen, die Menschen an solchen Traditionen festhalten lassen. Aber das ist nicht seine religiöse Welt: Wenn er dann noch reformierter Herkunft ist, dann mag in ihm das Ideal eines Raums für Gottesdienst und Gebet vor Augen stehen: schlicht, funktional, aufs Wesentliche konzentriert, ohne Bilder, vielleicht auch ohne Kreuzfixe, nicht mit einem heiligen Altar, sondern einfach mit einem Abendmahlstisch versehen. - Und dann geht dieser Protestant in seine Kirche - und was passiert?: An der Kirchentür verstummt der muntere Plausch, schweigend geht er weiter; seinen Hut hat er abgenommen, dafür eine ernstere Miene aufgesetzt; in sonst nie gezeigtem gemessenen Schritt begibt er sich auf ein Möbel zu, das er längst aus seinen Wohnzimmern und Büros als unpraktisch verbannt hat, die lange harte Holzbank; um sich herum tritt das Tageslicht nur gedämpft ein durch hochgesetzte, wohlmöglich bunt verglaste Fenster, die keinen Blick nach draußen auf die Straße erlauben. Der Protestant sieht das Heilige nur bei den andern. Und dennoch: Auch seine evangelische Kirche ist ein besonderer, ein unalltäglicher Ort.

Eine zweite Annäherung an unser Thema: Was ist Kirche? Wenn wir einem Kind die Frage stellen, wird es eine eindeutige Antwort geben - dann nämlich wenn wir ihm dazu einen Malstift in die Hand geben. Es wird ein hohes Gebäude malen, mit einem spitzen Dach, dazu einen langaufragenden

Turm; wenn es besser malen kann, kommen in den Turm die Glocken und Fenster mit Rundbögen werden ins Gebäude eingesetzt; und dann wird uns das Kind erklären: "Jetzt ist meine Kirche fertig - das hier ist die Kirche". Wer an Kirche denkt - und das wird nicht nur Kindern so gehen, dem kommt das klassische kirchliche Gebäudeprogramm in den Sinn.

Ein dritter Zugang: Was heißt heilig? Dazu ein Definitionsversuch: Heilig ist das, was als einer transzendenten Macht zugehörig gilt, das, was ausgegrenzt ist aus dem gewöhnlichen Gebrauch, den sonst gültigen Verhaltensregeln, dem üblichen Zugriff.

Drei Zugänge. Sie zeigen: Protestanten haben ein distanziert kritisches Verhältnis zum Heiligen, aber auch sie können sich nicht völlig davon freimachen. Offensichtlich gibt es so etwas wie einen typisch protestantischen Umgang mit dem Heiligen. Wie schlägt sich dies alles nieder im Umgang mit protestantischen Kirchen in der Stadt? Inwiefern ist für uns also die Kirche ein heiliger Ort - und inwiefern ist sie es nicht? Was ist der Nutzen protestantischer Räume in der Stadt?

In drei Überlegungssträngen will ich vorgehen: Zunächst blicke ich auf das Kirchengebäude von außen; dann gehe ich hinein, und zwar zudem Zeitpunkt, an dem die meisten hineingehen, zum besonderen Fest; zum Schluß komme ich dann zum regelmäßigen Gebrauch des Gebäudes zu gewöhnlichen Zeiten. Ich will so verfahren, daß ich eine Reihe von Unterabschnitten immer zunächst mit einer These eröffne und sie dann erläutere. Dabei sind meine Aussagen auch immer vor dem Hintergrund der biblischen Erfahrungen mit heiligen Räumen gemacht.

## **Teil I. Kirche als heiliger Ort der Stadt**

### **1. Auch evangelische Kirchen haben Teil an der alten Tradition von Kirchen als heiligen Orten des Gemeinwesens.**

Es gibt bestimmte Stätten, da ist Gott irgendwie näher als an anderen - so wenigstens sehen es so gut wie alle Religionen. Gottesberge und Gottestempel sind das. Sie kennt auch das Alte Testament. Gott Jahwe - das ist der Gott vom Berg Sinai her, und in Jerusalem steht das Bet Jahwe, das Haus

Jahwes, der Tempel. Da wohnt Gott - an diesem ganz besonderen anderen eben heiligen Ort. Man zieht hinauf nach Jerusalem zum Tempel. Hier, nicht auf den sonstigen Höhen des Landes, ist Gott anzubeten. Die Bibel weiß dies alles dann auch zu relativieren, aber es bleibt Hintergrundvorstellung der Modifikationen. Und es bleibt auch die Hintergrundvorstellung des klassischen kirchlichen Bauprogramms in unserer Kultur. Da steht sie - die Kirche, ein überhausgroßes Gebäude - mit einem Raum, der weder zum Wohnen noch zum Arbeiten da ist. Der Turm weist den Blick nach oben, in die Höhe. Die typische Kirche steht natürlich in der Mitte des Gemeinwesen. Sie bildet den zentralen Platz, nicht selten auch steht sie erhöht - oder Stufen führen zu ihr hoch. Die Kirche ist alt; sie stammt aus Generationen vor der eigenen, erinnert so an das - was einmal war. Kirchen werden nicht abgerissen und verkauft - sie stehen da auch für die Generationen nach der eigenen. So symbolisiert das klassische Kirchgebäude: Hier geht es um das Größte, das Höchste, das Zentrale, das Ewige. Hier geht es um das ganz Besondere, das Transzendente, das Heilige. Das ist die typische Kirche - auch die typische evangelische Kirche in ungezählten Dörfern und Kleinstädten und auch in mancher großen Stadt. Wenn Kirche so ist, dann - so sagen die Leute - ist das "eine richtige Kirche".

## **2. Die Tradition der Heiligkeit des Ortes der Kirchen ist brüchig geworden.**

Ich habe Ihnen mit dem eben Gesagten nur einen Teil unserer Wirklichkeit vor Augen gestellt. Diese Tradition ist zwar immer noch unter uns präsent, aber sie trägt nicht mehr durch. Die Kirche ist nicht mehr das größte, höchste, zentralste Gebäude der Stadt. Schon immer machten ihr auch Paläste diesen Rang streitig. Im letzten Jahrhundert traten die großen Bahnhöfe an die Stelle. Und dann kamen in unserem Jahrhundert die Wolkenkratzer, die Geschäftshäuser, die Zentralsitze der Banken und Versicherungen, die Fernsehtürme dazu. Nicht mehr das älteste Gebäude, sondern das Neueste zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Wer sich das Panorama einer modernen Großstadt vorstellt, hat es vor Augen: In die zentrale Positionen sind die Medien, die Banken eingerückt. Kirchen können da nicht mehr konkurrieren. Die alten Kathedralen kann man noch restaurieren. Neue Kathedralen lassen sich - in Deutschland jedenfalls - nicht mehr bauen.

Auch wir haben wie das Volk Israel den alten Tempel nicht mehr. Unserer wurde zwar nicht zerstört von den Assyrern, aber doch eben an den Rand gedrängt, überwuchert. Die alte Kathedralenherrlichkeit ist Museum, aber kein glaubwürdiges Baumprogramm von heute. Die heiligen Orte haben ihre Heiligkeit verloren. Das ist keine unbiblische Erfahrung. Der Prophet Jeremia sagt in Jeremia 7, in der sogenannten Tempelrede im Namen Gottes: "Bessert euer Leben und euer Tun, so will ich bei euch wohnen an diesem Ort. Verlaßt euch nicht auf Lügenworte, wenn sie sagen: Hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel." (3f) Heiliges ethisches Handeln ist wichtiger als heilige Orte.

### **3. Die Heiligkeit von Kirchengebäuden heute ist gewählte Heiligkeit.**

Früheren Generationen war die Heiligkeit der Kirchen eine Selbstverständlichkeit. Heute ist es eine bewußt gewählte Möglichkeit, sich von der traditionellen Heiligkeit kirchlicher Orte in den Bann ziehen zu lassen. Und beileibe nicht nur Mitglieder der Kerngemeinde wählen diese Möglichkeit. Menschen verkämpfen sich für ihre Kirche im Dorf - auch dann, wenn sie selber nicht hineingehen, und sie zücken das Scheckbuch, um die Dresdener Frauenkirche wieder aufzubauen. Ja, man kann sogar sagen: Je mehr ich die Kirche nur von außen wahrnehme, desto wichtiger wird es, diese nach außen hin sichtbare Heiligkeit zu erhalten. Der Kirchenvorstand der Dresdener Frauenkirche und ihre Pfarrer waren zunächst alles andere als die treibenden Kräfte beim Wiederaufbau. Ich denke, solches Engagement sollte man nicht mitleidig belächeln. Es ist nicht weniger als ein Bekenntnis - ein Bekenntnis dazu, daß Kirche den heiligen Ort in der Stadt bewohnt. Man fühlt sich fast erinnert an die das Engagement für das Thema Wiederaufbau des Tempel in Jerusalem, als die erzwungene Wegführung der Israeliten nach Babylon vorbei war, oder an die Sorgfalt, mit der sich bestimmte Textpassagen des Alten Testaments die genaue Größe und Beschaffenheit des idealen Tempels ausmalen. Freilich, das alles ist ein Weg zurück, es ist religiöse Nostalgie. Sie hat ihr Recht, aber sie kann nicht mehr beanspruchen, den gesamten Nutzen protestantischer Räume in der Stadt zum Ausdruck zu bringen. Sie ist eine Option neben anderen. Wer neue Kirchen baut, *muß* anders vorgehen.

#### **4. Heilige Orte werden zu nützlichen Gemeinderäumen.**

Die Kirchbauprogramme der letzten Jahrzehnt haben reagiert auf die Brüchigkeit des Heiligen Zentralortes. Man hat nicht mehr versucht, zentral und groß und hoch und alt zu bauen; sondern im Gegenteil: das kirchliche Gebäude sollte um die Ecke liegen, neu sein, nicht protzig - praktisch sollte es sein: so groß wie nötig und bezahlbar, verbunden mit anderen Räumen für die tatsächliche Gemeindearbeit. Diese neue reformierte Heiligkeit dieser Orte erschließt sich allerdings erst denen, die es tatsächlich benützen zum häufigen Gebrauch. Kirche als nützliches Gemeindehaus ist weder zentral noch groß noch alt noch markant. Kindermund und die, die die Kirche vornehmlich von außen kennen, und die, die nur einfache traditionelle Heiligkeit kennen, sagen: das ist keine Kirche; denn es ist in der Tat eine andere Kirche mit einer anderen Art von Heiligkeit geworden (dazu später noch mehr). Man könnte auch sagen: Aus dem Tempel (dem Gotteshaus) wurde hier die Synagoge (das Versammlungshaus).

#### **5. Kirchengebäude heute präsentieren öffentlich eine widersprüchliche Heiligkeit.**

Es gibt den Weg der Kompromisse im Kirchbau: Man kann Vorstadt-Idyllen bauen, neben den Sozialwohnungen steht dann das zwar dezentrale kleine, aber doch gemütlich anheimelnde kreismäßig kiefernholzwarme Kirchlein. Eine gute Stube für die Insider des Viertels. Man kann auch sagen: Für die Gebäudesymbolik von außen sind eben die Innenstadt- und Dorfkirchen früherer Zeiten zuständig, neue Kirchen haben damit nichts mehr zu tun. Wir kommen um diese Widersprüchlichkeit nicht herum; wir sollten lernen, sie bewußt als Chance zu nutzen. Auch die widersprüchliche Heiligkeit geht alle an. In Mt 28 steigt der Auferstandene mit den Jüngern auf einen Berg (!), also auf einen natürlich heiligen Ort! Und da sagt er dann: "Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum geht hin und machet zu Jüngern alle Völker. ... Und siehe, ich bin euch alle Tage bis an der Welt Ende." Das ist Kirche. Kirche, die im kleinsten beginnt, aber die sehr wohl alle angeht. Kirche hört nicht auf, Kirche geht alle an - das symbolisiert die noch bestehende alte Kirche am heiligen Platz, und das predigt/verkündigt die alte Kirche am heiligen Platz. Aber sie tut es heute wie-

der so wie zu den Anfangszeiten im römischen Kaiserreich: an Orten, die neben den anderen Größen der Stadt da sind - und nicht sie überragend. Der Anspruch, daß das Gebäude für das Ganze steht, kann und muß heute deshalb erst durch das kirchliche Programm der Veranstaltungen, die in der Kirche stattfinden, deutlich gemacht werden. Stadtkirchen, auch wenn sie nicht mehr die erste Adresse in der City sind, sondern eine unter vielen, können ein Ort werden, der mit seinem Programm der Innenstadtkultur als ganzer sich widmet. Fürs repräsentative Orgelkonzert und die beachtete Kunstaussstellung wird da geworben und zugleich ist da soziale Beratung und Obdachlosenbetreuung angeboten. Ein Kirchgebäude, das zu diesen beiden Gebräuchen auffordert, steht anders für das Gesamte des Gemeinwesens als der Musentempel der Kultur vor Ort oder das Sozialamt, das nur für festdefinierte Nöte zuständig ist. Die Widersprüchlichkeit, die Spannung der beiden Publikumssorten, die Konflikte, die darin programmiert sind, machen Kirchen in der Stadt zu einem ziemlich einzigartigen Ort.

Aber gehen wir nun in das Gebäude hinein.

## **Teil II. Kirche als heilige Atmosphäre der Feste**

### **1. Der Kirchoraum ist heilig, weil er in Feststimmung versetzt.**

Wer eingestimmt durch das Gebäude am Heiligen Ort nun in den Kirchoraum eintritt, wird auch dort dementsprechendes erwarten. Der Raum ist hoch und groß - überdimensioniert, wieder nach obenweisend. Er ist geschmückt durch wertvolle Gegenstände - wertvoll durch ihr Alter, wertvoll durch ihr Material, wertvoll durch ihre künstlerische Qualität. Die Kirche ist der Raum fürs Fest. Zur Kirche gehören die brausende Orgel und der bekannte Gesang, das festliche Gewand und der festliche Anlaß: Weihnachten, Konfirmation, Trauung, Bestattung. Eine Veränderung der Stimmung macht sich breit bei denen, die eintreten, und in diese Stimmung geht die bisherige Feiererfahrung in der Kirche mit ein. Deshalb müssen manche Menschen schon weinen, wenn nur die Orgel erklingt. Es ist ein ganz besonderer, eben feierlicher Raum, mit dem man rechnet, wenn man in das Kirchgebäude eintritt.

Aber doch ist die Feierlichkeit des Raums auch ambivalent.

## **2. Die Feststimmung des Kirchrums kann ausschließen oder unehrlich werden.**

Manche können nicht mitfeiern, weil ihnen nicht zum Feiern zumute ist. Manche können nicht mitfeiern, weil sie nichts zu feiern haben: keine Familie und keine Familienfeste. Manche können nicht mitfeiern, weil sie die Zeichen und Symbole nicht mehr verstehen: das Beten, das von Gott reden, die Rituale. Stimmung kann erstarren zur bloßen Zeremonie, zum Weihnachtsgedusel, zum Konfirmationskitsch. Das Fest kann verkommen zur bloßen Legitimierung der Sitte und Tradition von vorgestern.

Es gibt eine Reformationslogik, die darum Kirchenräume in ernüchternde Atmosphären umwandelt: die süßlichen Bilder ersetzt durch weiße Wände, das wertvolle Mobiliar reduziert auf zwei drei gediegen-praktische Stücke; regieren soll nicht die Stimmung, sondern das klare und kritische Wort: auch zu Weihnachten, auch zur Hochzeit, auch zur Trauerfeier.

## **3. Die neue Festlichkeit der Kirche ist bewußt gewählte Option.**

Die Zeiten der Nüchternheit sind im Moment wieder vorbei. Nicht Gottesdienst als Information ist gefragt, sondern: Erlebnis Gottesdienst. Selbst die nüchternen Mehrzweckräume sind inzwischen neu möbliert worden - hier eine Hungertuch aus Äthiopien, dort eine Ikone aus Rußland, und dann noch die Malversuche des Kindergartens: Kirche als Erlebnisraum. Inzwischen wird wieder ganz bewußt im Kirchenraum Familie gefeiert. Der heilige Raum gehört dazu, wenn das Bedürfnis nach Kirche an den Lebenswenden befriedigt werden soll. Hier wird Religion inszeniert, dramatisiert erfahrbar gemacht. Die alten und die neuen Festgebräuche, Festlieder und Festworte klingen hier doch ganz anders. Und auch ein Weihnachtsoratorium mal nicht im Sessel von der CD, sondern an einem Adventssonntag in der Kirche, ist doch was besonderes.

## **4. Heilige Räume werden zu Orten für neue Kirchenfeste zu neuen Anlässen.**

Es werden im Erlebnisraum Kirche nicht nur schon an eigener Vergangenheit und Kulturgeschichte bekannte Erlebnisse wiederholt; es werden auch neue gemacht. Kunst kommt in die Kirche, Ausstellungen erleben hier einen Boom. Jahreswenden, Schulanfang, Sonnenaufgang am Ostermorgen, mittleres Lebensalter anlässlich der silbernen Konfirmation - neue Anlässe

und neue Formen an diesem einzigartigen Ort. Singt dem Herrn ein neues Lied Kirche wird zum Experimentierraum für neue Erlebnisse in einer erlebnishungrigen Gesellschaft.

### **5. Das Fest in der Kirche rechtfertigt die Feier des Lebens.**

Der Satz ist zweideutig, zweiseitig. Wenn der Schauer des heiligen Raumes nur dazu dient, der Erlebnisfeier den letzten Kick zu geben, dann hat sich die Kirche in der Tat an die Erlebnisgesellschaft und ihre Götter ausgeliefert. Die Szene wird auch schnell wieder weiterziehen, wenn der Reiz des Neuen verflogen ist. Die Rechtfertigung, die in die Kirche gehört, soll gerade nicht die Selbstrechtfertigungsversuche noch weiter überhöhen, sondern sich als eine andere Art von Rechtfertigung erweisen. Diese nimmt das Bedürfnis nach religiöser Rechtfertigung, nach heiligem Schauer, der dem eignen Leben zugute kommt, ernst, aber sie spielt in die Feier des Lebens noch einmal anderes ein. Das war jedenfalls der Clou des protestantischen Gottesdienstreform: die Unterbrechung des Rituals durch das Wort, das die Begehung der Gottesdienstfeier bewußter und realistischer macht. Mitten in die Feierrituale hinein das kritische und konstruktive Wort - und heute mitten hinein in die Feierrituale der Familie, in die Erlebnisrituale der Musik und der Kunstbetrachtung, damit es zum Dialog zwischen Fest und Alltag, zwischen Christentum und Welt, zwischen Regression und Progression kommt. Wo das geschieht, da bekommen protestantische Räume ihr Profil auf dem städtischen Erlebnismarkt.

Der Kirchenraum ist nicht nur eine Ort einzelner herausragender Erlebnisse, Kirche ist auch ein Raum zum beständigen Gebrauch.

## **III. Kirche als heilige Heimat des gelebten Glaubens**

### **1. Der Kirchraum wird heilig als Ort des regelmäßigen Gottesdienstes.**

In die Kirche gehört der Gottesdienst. Dazu werden Kirchen gebaut, daß in ihnen beständig das eine und gleiche stattfindet: Kyrie eleison, Gloria Patri, Vater unser, Amen und Liebe Gemeinde. In jeder evangelischen Kirche erklingt das. Es schwingt durch den Raum - jahrein - jahraus. Wo immer ich in die Kirche gehe, kann ich mich darin bergen. Die Kirche steht dafür: Betet ohne Unterlaß.

## **2. Gebt die Kirche zur individuellen religiösen Nutzung frei.**

In den regelmäßigen Gottesdienst können sich nicht mehr alle bergen: nicht mehr alle Bewohner der Stadt, weil wir in einer multikulturellen Stadt leben; nicht mehr alle Christen, weil wir in einer multikonfessionellen Stadt leben; und auch nicht mehr alle Evangelischen, weil wir in einer Zeit individualisierten Glaubens leben. Eine Kirche, die nur sonntags zum gottesdienstlichen Gebrauch geöffnet ist, schließt alle diese Menschen davon aus, in die Kirche als ihren heiligen Ort hineinzukommen. Für die Woche steht dann höchstens das Gemeindehaus ihnen offen, die kirchliche Gruppenarbeit. Begründet wird dies protestantischerseits damit, daß evangelischem Verständnis nach erst der Gebrauch, der gottesdienstliche eben, die Räume heiligt. Ein Protestant braucht heilige Räume nur am Sonntag. Was de facto passiert ist aber etwas anderes: Allem Reden von der Anerkennung der Selbstverantwortlichkeit der Evangelischen in ihrem Glauben zum trotz, wird die Kirche nur dann zum religiösen Gebrauch freigegeben, wenn dieser kontrolliert werden kann, wenn der Pfarrer den Gottesdienst leitet und alle anderen hinterhermüssen. Hier ist die katholische Öffnung der Kirchen zur individuellen Andacht viel protestantischer als die evangelischen geschlossenen Pforten. Wenn nun, wie dies in evangelischen Stadtkirchen geschieht, auch protestantische Räume für den individuellen religiösen Gebrauch geöffnet werden, braucht man nicht zu verwundern, daß dabei solche Gebräuche einwandern, die aus katholischen Kirchen bekannt sind: die Möglichkeit, ein Gebet verschriftlicht am heiligen Ort zu hinterlassen, die Möglichkeit, eine Kerze anzuzünden. Wer Kirchen zum individuellen religiösen Gebrauch öffnet, kann höchstens eine äußere Hausordnung aufstellen, die verbietet, was das religiöse Empfinden verletzt; er kann aber nicht die Kirche konfessionell kontrollieren, nur umgekehrt: bei den Entfaltungsmöglichkeiten darauf achten, welche Ausdrucksformen der Andacht sie ermutigt - bei den Passanten, die hineinkommen sind. Stellen wir sie uns vor (ich stilisiere in Typen): da sind das katholische Mütterlein vom Lande, das ein Mariengebet sprechen möchte; der gebildete Kulturprotestant, der Kultur vermutet; ein leicht alkoholisierte Penner, der ein regengeschütztes Plätzchen sucht; die neugierige Teenagerin, die vom Kirchentag gehört hat; die japanische Touristengruppe, die Europa aufs Bild zu bringen sucht. Was bietet ein Kirchraum an für sie an Hilfen zur Andacht? Ermöglicht er, daß

die frei flottierende und ganz individuelle Religiosität hier sich verorten kann?

### 3. Klein, aber oho.

Zum regelmäßigen gewöhnlichen Gebrauch zieht die Kirche von heute nicht mehr die großen Massen an: Die versammeln sich inzwischen woanders: auf der Autobahn im täglichen Stau der Fahrzeuge; jede Woche im Bundesliga-Fußballstadion, im Einkaufszentrum am Wochenende. Dazu, regelmäßig in die protestantische Stadtkirche zu kommen, lassen sich realistischere Weise nur kleine Gruppen von Menschen, mit ziemlich präzisen gemeinsamen Interessen aktivieren: die Fans der Kirchenmusik - alt oder modern, der bildenden Kunst - je nach Stilrichtung, der meditativen Besinnung, eines bestimmten Predigtstils usw, aber auch für Menschen in einer bestimmten Notlage - mit einer bestimmten Behinderung, einer spezifischen Notlage wie Drogenkonsum, Obdachlosigkeit, Abschiebungsandrohung. Das sind - machen wir uns da nichts vor - keine Zusammenkünfte für alle, sondern für jeweils ganz bestimmte Milieus und Szenen. Kirche als Lebensstil ist eine Sache der kleingewordenen Gruppe. Hier finden dann in der Kontinuität auch Lernprozesse statt.

In Apg 2,46: “Und sie waren täglich einmütig beieinander im *Tempel* und brachen das Brot hier und dort in den *Häusern*, hielten die Mahlzeiten mit Freuden und lauterem Herzen und lobten Gott und fanden Wohlwollen beim ganzen Volk. Der Herr aber fügte täglich zur Gemeinde, die gerettet wurden.” Und bei Lukas steht das Christuswort: “Wo ein oder zwei in meinem Namen beisammen sind, *da* bin ich mitten unter ihnen. (Lk)

Tempel - Haus - die protestantischen Räume in der Stadt sind variabel. In dieser Vielfalt der Orte gilt es auch die Chancen von Stadtkirchen auszuloten für die Kirche als wieder klein gewordene Gruppe und Gruppen. Einmütig sein, miteinander essen - wie lädt das Kirchengebäude ein zu viel gegenseitiger Kommunikation? “Wohlwollen beim ganzen Volk” - wie halten die zielgruppenorientierten Veranstaltungen den Kontakt zu anderen Menschen in der Stadt? Hinzufügungen zur kleinen Gruppe - wie bringen wir zum Ausdruck, daß diese Kirche der kleinen Gruppen attraktiv ist und attraktiv sein will, weil sie etwas besonderes anzubieten hat, so wichtig, daß es die Qualität von “Rettung” hat?

Ich komme zum Schluß. Ich habe Ihnen nicht konkret gesagt, wie Sie die Marktkirche Essen nützen sollen, wohlmöglich noch, was Sie einbauen und umbauen und was Sie rausreißen sollten. Das konnte ich Ihnen auch nicht sagen. Dazu kenne ich Ihre Verhältnisse und Ihre Möglichkeiten viel zu wenig. Ich wollte Ihnen aber einige Gesichtspunkte an die Hand geben dafür, welchen Nutzen eine protestantische Citykirche wie die Ihre meines Erachtens als heiliger Ort in der Stadt hat. Wenn ich dies noch einmal zusammenfasse, so würde ich sagen: Sie bietet die Chance, weil sie ein anderes Gebäude ist als Wohnung und Büro, für einen Nutzen in dreierlei Hinsicht, als öffentliche Architektur, als Festatmosphäre und als flexibles Haus.

Zum ersten: Die protestantische Citykirche ist öffentliche Architektur des Gemeinwesens und für das Gemeinwesen; sie hält so den Platz für Religion offen in der Gesellschaft. Kirche hat hier die Möglichkeit zur weiten öffentlichen Perspektive, als gebaute Einladung und als Programmangebot.

Zum zweiten: Die protestantische Citykirche ist gebaute Atmosphäre für veröffentlichte Feste, die in ihr stattfinden; Kirche hat hier Möglichkeit zur Verknüpfung von individueller Biographie mit Christentumstradition und heiligt so Feiern des Lebens.

Zum dritten: Die protestantische Citykirche ist flexibles Haus für Individuen und kleine Gruppen. Kirche ermöglicht Beheimatungsprozesse im Leben aus Glauben.

Wo eine evangelische Citykirche allen diesen Nutzen in die Stadt einbringt, da ist wahrhaftig ein heiliger Ort.

## Ulrich Führmann

### **Tue Gutes ... Oder: Wieviel Öffentlichkeit braucht die Kirche in der Stadt?**

Manchmal kann sie einem richtig leid tun, die Marktkirche. Da steht sie nun, inmitten der Stadt und dennoch eine optische Randerscheinung. Früher hat sie gemeinsam mit dem Münster die Szenerie beherrscht, heute führt sie ein Schattendasein. Ihren Turm, mit dessen Hilfe sie im wuchernden Zentrum ein Erkennungs-Zeichen setzen könnte, hat sie ebenso eingebüßt wie ihre Gläubigen. Die Menschen, die hier wohnten, haben der City den Rücken gekehrt und ein Gotteshaus zurückgelassen, das eine lange Geschichte hat, aber keine eigene Gemeinde mehr. Und trotzdem soll hier, in Essens ältester evangelischer Kirche, das protestantische Herz nicht nur höher schlagen, sondern möglichst auch so laut, daß es niemand überhören kann. "Church in die City", Kirche in der Stadt, Stadtkirche – keine Lösung, die von allein den Weg in die Köpfe findet.

Kirche braucht Öffentlichkeit, die Kirche in der Stadt braucht sie besonders. Der Pfarrer in Kettwig oder Karnap kennt (hoffentlich) seine Gemeinde, und auch wenn er längst nicht mehr alle Menschen erreicht, so bewegt er sich doch auf einer berechenbaren Basis. Frauenkreis und Presbyterium, Kirchenchor und Konfirmanden-Unterricht – Strukturen traditioneller Gemeindearbeit, die Organisation und Kommunikation in aller Regel erleichtern. Man kennt sich eben. Der Rahmen ist da, ihn möglichst sinnvoll zu füllen, die Hauptaufgabe. Auch die wird immer schwieriger, doch positive Beispiele kirchlichen Engagements in den Stadtteilen sind zum Glück keine Einzelfälle.

Citykirche ist und arbeitet anders. Anonymer und beziehungsloser zunächst, weil es Gemeinde und Gemeindeleben in der üblichen Form nicht gibt. Doch dafür mit dem Vorteil, jeden Tag neue Kontakte knüpfen und ein eigenständiges Profil entwickeln zu können. Die Kirche in der Stadt steht allen offen und braucht gerade deshalb eine breite Öffentlichkeit. Nur wenn sie bekannt ist, wenn sie das Interesse der Menschen findet und immer

wieder neu ins Blickfeld gerät, kann sie den Dienst leisten, der ihr aufgetragen wurde: Anlaufstelle und Ansprechpartner für alle sein, die in der City unterwegs sind. Ein Ort der Ruhe, der Besinnung und des Gebets in der Hektik der Großstadt. Aber auch Raum für Kunst, Kultur und kritische Kommunikation.

Kirche muß nach außen, also öffentlich wirken, für die Kirche in der Stadt gilt das in ganz besonderem Maß. Gerade Citykirchen-Arbeit darf nicht am Kirchen-Portal enden. Gottesdienst in der Tief-Garage? Der Segen des Herrn für Biker und Jogger? Warum nicht? City-Pfarrer, die immer nur darauf warten, daß die Menschen zu ihnen kommen, werden schnell einsam. Inmitten von Konsum und Kommerz, im Spannungsfeld zwischen Marmor-Fassaden und sozialem Elend kann sich die Citykirche nicht hinter ihren Mauern verstecken. Sie muß auf die Straße gehen - und sich auch hier ihre Öffentlichkeit suchen.

Manche Kirchen haben es leichter, Aufmerksamkeit zu erregen, sich ins Bewußtsein der Menschen zu rücken. Sie sind größer, schöner, bedeutender als die Marktkirche. Am Kölner Dom kommt kein Fremder vorbei, und gleich neben der berühmten Leipziger Thomaskirche hat die Gemeinde einen eigenen Souvenir-Shop für Touristen eingerichtet, um mit dem Verkauf von Bach-Andenken die Restaurierung ihres Gotteshauses zu finanzieren. Die Zeiten vornehmer Zurückhaltung, so scheint's, sind endgültig vorbei. Auch wenn Kauf- und Kirchenleute nicht das gleiche Geschäft betreiben: Die (Werbe-)Mittel der Selbstdarstellung ähneln sich immer mehr.

Es gibt Presse-Konferenzen und Plakat-Serien, Essens evangelische Kirche ließ erst einen Film über sich drehen und präsentiert sich mittlerweile auch noch auf über 200 Seiten weltweit im Internet. Und als die Gesellschaft der Freunde und Förderer der Marktkirche den Bürgern dieser Stadt die Architekten-Entwürfe zur Umgestaltung des Gotteshauses näherbringen wollte, bediente man sich höchst klassischer Marketing-Methoden: Statt bunter Reklame-Prospekte lagen den örtlichen Tageszeitungen eines Morgens farbige Baupläne von Essens City-Kirche bei.

Wieviel Öffentlichkeit braucht die Kirche in der Stadt? Die Antwort scheint klar: Soviel wie möglich. Die Botschaft, die sie zu verkünden hat, ist es allemal wert. Tue Gutes und rede drüber - nicht marktschreierisch, aber deutlich genug, um in einer immer lauter werdenden Medienwelt noch verstanden zu werden.

# Thorsten Nolting

## Kunst in der Kirche ?

### 1. Es ist üblich, in City-Kirchen auszustellen

Es gibt gesellschaftliche Trends, an denen die Kirche früher oder - häufig erst - später teilhat. Dazu gehört auch der Boom von Ausstellungen in Räumen, die nicht primär dafür geschaffen wurden. Alte Fabrikhallen, Sparkassen, Bahnhöfe, Cafés und eben auch Kirchen haben sich seit Ende der 80er Jahre im Zuge einer Ästhetisierung aller Lebensbereiche dem temporären Zugriff von Künstlern geöffnet. Dabei findet die Auseinandersetzung der Kunst mit dem Ort auf sehr unterschiedlichem Niveau statt. Das hat nicht zwingend mit der Bekanntheit der Künstler, sondern mehr mit dem Gelingen von Orts- und Inhaltsbezogenheit der gezeigten Kunst zu tun.

Die großen Innenstadtkirchen sind bei diesen Unternehmungen natürlich bevorzugte Räume, weil in ihnen meist große Kunst aus vergangenen Epochen und eine phantastische Architektur zu finden sind. Außerdem gibt es hier Freiräume aufgrund fehlender Nutzung. Die Gemeinden sind häufig personell und finanziell stark geschrumpft und können die Kathedralen mit ihren Angeboten nicht mehr füllen. Daraus entsteht das dankbare Verlangen nach Impulsen von Außerhalb der Kirche. Zusammen mit einer größeren Offenheit der Entscheidungsgremien für die Gegenwarts- / bzw. Stadtkultur finden daher mittlerweile in allen Großstädten Deutschlands Ausstellungen zeitgenössischer Künstler in Kirchen statt.

### 2. Wie wird's gemacht

Mir war selbst natürlich nicht von Anfang an klar, wie ich die Künstler auswählen und welche Bedingungen ich kirchlicherseits stellen sollte. Es geht in einem Bereich, wo es vielleicht nie ganz sichere Kriterien geben kann, nur mit "trial and error" vorwärts. Bei der Selbstbeobachtung fallen mir drei Gesichtspunkte auf, die meine Entscheidungen wesentlich beeinflusst haben: der eigene Geschmack, die intensive Auseinandersetzung mit der Gegenwartskunst und der vorhandene Raum.

Das Zugeständnis äußerster Subjektivität bei der Auswahl macht es nötig, die eigene Position ständig zu hinterfragen. Jeder Versuch, sich durch große Namen auf die sichere Seite zu begeben, führt zwar meist zu ansehnlichen Projekten und erfolgreichen Zeitungsberichten, hat aber den Nachteil, die Markenprodukte Günther Uecker, Markus Lüpertz, Arnulf Rainer etc., die ähnlich zuverlässig funktionieren wie Mercedes, Bayern München und anderes dieser Art, eben jetzt auch noch einmal in Kirchen zu zeigen.

Mich hat es mehr interessiert, ambitionierte junge Künstler zu gewinnen, die sich der schwierigen Aufgabe mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit widmen. Dabei sind nicht die vielen gemeint, die aufgrund freundlicher Presseberichterstattung kamen und mir erzählten, auch "Kunst zu machen". Hier ist ein kritischer Blick in die Mappe und auf die Vita oft ein guter Einstieg.

Denn in Künstlerkreisen gilt die Kirche als attraktiver Ort, der sich leichter erobern läßt als eine Galerie oder andere Kunstorte, weil die Betreiber keine Ahnung haben und schnell alles für gute Kunst halten.

Ein weiteres Kriterium für die Auswahl von Künstlern ist der Ortsbezug. Mein Ziel ist es, "den vorhandenen Kirchenraum auszustellen"<sup>1</sup>, was natürlich zahlreiche Implikationen hat. Ein protestantischer Kirchenraum ist meist als akustischer Raum für Konzerte und Predigten gebaut, weshalb es Ausstellungen besonders schwer haben, sinnvoll zu erscheinen.

Die Erfahrung mit den Inhalten ist sehr positiv, da Künstler dankbar auf die Vorgabe der Kirchenjahreszeit ( Passion, Pfingsten etc) oder Themen aus dem Schatz christlicher Tradition zurückgreifen.

## **Planung und Durchführung**

Eine Ausstellung beginnt mit der Suche nach dem "Richtigen", vom Künstler aus gesehen Ort, von mir aus gesehen Künstler.<sup>2</sup> Ein Atelierbesuch, die

---

<sup>1</sup> Die Formulierung stammt von Christian Radeke, Brandenburg

<sup>2</sup> Eine Ausstellung allein hat wenig Sinn. Sie kann eine Kirche kurzzeitig in ein anderes Licht setzen, Menschen anziehen, die sonst nicht in die Nähe der Kirche kommen, aber es wird

Durchsicht der Fotos bisheriger Ausstellungen und eine theoretische Auseinandersetzung über das Werk-Schaffen scheinen mir obligatorisch.

Umgekehrt sollte von den Künstlern Interesse für den Ort da sein, sie also die Geschichte der Kirche kennen, Andachten und Gottesdienste besuchen. Erst aufgrund dieser Informationen ist ein Dialog möglich.

Es folgt die Phase der Planung. Nach Skizzen, Schätzungen und Ideenäußerungen findet ein Treffen im Kirchenraum statt, wo möglichst plastisch die Durchführung diskutiert wird. Hierbei ergeben sich gelegentlich Aspekte der Nutzung, die Einfluß auf die Arbeit haben, Provokationen werden erwogen, auch praktische Aspekte müssen besprochen werden. Sind Künstler und Pfarrer sich einig, wird eine Kosten-Kalkulation erstellt, an der sich entscheidet, ob die Arbeit realisiert werden kann und in welchem Zeitraum.

Das schönste Ergebnis ist, wenn alles stimmt. Wenn die Ausstellung den Ansprüchen der Kunst gerecht geworden ist, Wahrnehmung wesentlich zu verändern, etwas - in diesem Fall den Kirchenraum - in einen anderen Zustand zu überführen, und zugleich dem Raum gerecht wird, indem körperlich und vielleicht bei einigen Besuchern auch geistig eine neue Haltung zu alten Inhalten, Gottesvorstellungen, Menschenbildern entsteht.

### **3. Was dabei rauskommt**

Die Ausstellungen führen unterschiedlichste Menschen in die Kirche. Sie sind häufig neugierig, was da an Freiraum gewährt und ob den Qualitätsansprüchen genügt wird. Es ergeben sich bei einer Eröffnung, auch während einer Ausstellung, zahlreiche religiöse Gespräche, meist stark auf die jeweilige Biografie bezogen (Kirchenaustritt).

So werden Anlässe geschaffen durch eine inhaltlich geprägte Auseinandersetzung mit der Gegenwartskultur, die es nebenbei auch noch ermöglicht, zum Glauben und zur Kirche wieder Kontakt aufzunehmen. Gelungene Ausstellungen führen über diese unmittelbaren Berührungen hinaus zu

---

genauso schnell vergessen sein, wie andere Tagesereignisse. Im Kulturbetrieb einer Stadt wird eine Kirche nur ernst genommen, wenn sie über den Eventcharakter hinaus Profil zeigt.

einem positiven Image der Kirche. Mit der Johanneskirche wird nicht zuletzt wegen der Ausstellungen Offenheit, Diskutierfreude und ein hoher kultureller Anspruch assoziiert.

In kleinere Städte läßt sich dieses Prinzip übertragen. Zu beachten bleibt der Kontext, die jeweilige Kultur, in der die Kirche dort steht - letztlich entscheidet der Geschmack.<sup>3</sup> Was für die Ausstellungen gilt, betrifft natürlich vergleichbar: Literatur, Tanz, Musik. Für mich selbst kann ich sagen, daß ich mich bemühe, in Bezug auf die Künstler und die Kunst die zweite Fassung des kategorischen Imperativs von Immanuel Kant zu befolgen: "Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest"<sup>4</sup>.

---

<sup>3</sup> Vgl. das Vorwort zu KuK 2 / 98

<sup>4</sup> Immanuel Kant "Grundlegung zur Metaphysik der Sitten", 61, Band 6 der Werke in zehn Bänden, Darmstadt 1983

## Gerhard Stäbler

### Music Paradise - Neue Musik in alten Kirchen

Sommer 1970. St. Peter im Schwarzwald, Barockkirche. Eröffnung sommerlicher Konzerte:

Zahlreiche Fernsehapparate auf und um Altar und Kanzel, vorn vor dem Publikum.

Beginn: Punkt 20 Uhr.

– 15 Minuten Tagesschau, verrauscht, verzerrt, manche Monitore stumm – so wie wir dieses Medium damals sahen. (Nur damals? Wo heute wie zu Zeiten der Vietnamtragödie die Sprache gebeugt und an die Bedingungen des Krieges – sprich: dem brutalen Kampf um Einfluß und Macht – angepaßt wird!)

– 5 Sekunden Stille.

– 15 Minuten Giuseppe Chiari, *Intervalli Nr. 2*, eine minimalistische Klangstruktur mit 144 dreistimmigen, stets wechselnden Akkorden über dem mittleren C im Rahmen zweier Oktaven. Extrem leise, von einem Spieltisch aus mit zwei Orgeln – einer auf der Empore, einer im Chor – das Publikum umhüllt.

– 5 Sekunden Stille.

– 5 Sekunden Knallfrösche. Überall verteilt. In der gesamten Basilika, hinter Säulen, an Reliquien, unter Bänken etc.

– 5 Sekunden Stille? Nein. Herzerreißendes Lachen einer Nonne, das bisherige Geschehen neben der Orgel auf der Empore verfolgend.

Unterbrechung des Konzertes wegen Tumulten im Publikum: Heftige Diskussion, ernsthaft, mitunter wie am Biertisch – und “grundsätzlich” politisch, übertrieben. Auch kritisch von einigen im Publikum, anderen im Publikum gegenüber. Vorschlag der Spieler, über den Fortgang der Veranstaltung abzustimmen. Ergebnis: 54% zugunsten der Weiterführung des Konzertes. Kaum einer der Besucher ging. Also gab es noch Bach, Ligeti, Stäbler und “NED”, eine adhoc-Performance mit allerlei musiktheatralischen Überraschungen des gleichnamigen Trios von Willem Schulz, Max E. Keller und mir, verantwortlich auch für das Programm insgesamt. Eine

Mixtur kritischer, durchaus auch selbstkritischer musikalischer Aktionen, die viel Vorbereitungen erforderten, aber auch Spaß machten.

Auf mein Studium an der Nordwestdeutschen Musikakademie folgten Lehrjahre bei Gerd Zacher und Nicolaus A. Huber an der Essener Folkwang-Hochschule in Werden. Mit einem Gruß, der "Letzten Musik" verabschiedete ich mich in der Johannes-Kirche vom konservativen Detmold und begrüßte alsbald die Essener mit Weckern in der Ev. Kirche in Heidhausen. Wecker als musikalische Instrumente für John Cages *Variations*, die ein ganzes Konzert mit alter und neuer Musik überspannten, überall im Raum placiert, zu sehen und nicht zu sehen, klingend und surrend, piepsend und schrillend – zu Mendelssohn, zu Bach oder auch zu Eigenem. Als Auftakt zu einigen Jahren mit "Heidhauser Musikparaden", die Freunden wie Gegnern avantgardistischer Kunst Gelegenheit bot, sich an neuester Musik (u. a. von Mauricio Kagel, Dieter Schnebel, Christian Wolff, Nicolaus A. Huber, Josef Anton Riedl, Frederic Rzewski), klassisch-moderner (wie z.B. von Arnold Schoenberg, Josef Mathias Hauer, Anton Webern und Erik Satie mit seinen vielstündigen *Vexations*) oder mit avantgardistischem Ohr gehörter und bearbeiteter alter Musik (etwa Gerd Zachers *Kunst einer Fuge* zum letzten Contrapunctus aus Johann Seb. Bachs *Kunst der Fuge*) ebenso auseinanderzusetzen und zu reiben wie diejenigen Organisten (samt ihren Schülern) kennenzulernen, die der Orgelmusik in den 60er Jahren entscheidende neue Impulse gaben, Karl-Erik Welin, der schwedische "Zauberer" an Tasten und Pfeifen und Gerd Zacher, der kühne Neuerer, der seine Begründung aus der Tradition europäischer Orgelmusik schöpfte. Die Musik in Heidhausen holte die "Welt" in den Raum der Kirche – u. a. mit den Schnebel'schen *Choralvorspielen* für Orgel und Stimmen, Cages *Theatre Piece* für beliebiges Instrumentarium oder meinem Stück *drüber...* für acht Schreier, Synthesizer, Cello und Tonband – und verließ ihn mit musikalischen Aktionen von Bläser- und Chorgruppen, die auf den Vorplatz der Kirche zogen und dort weiterspielten und -sangen, oder mit einem Motorrad, das vorher bei meiner dreiviertelstündigen, sehr feinsinnig-differenzierten, aus dem Klanginnern einer Pfeife entwickeltes Gewebe kreierenden Komposition *Mo-Ped* mit Karacho – und stinkend – ins Kirchenschiff fuhr.

Die Jahre danach interessierte mich mehr das "Draußen" – das Spiel auf Straßen, die Aktion bei Streiks, bei Demonstrationen. Ästhetik maß sich an konkreten Forderungen, stellte Forderungen, direkt und – wie sich später

zeigte – (zu) ungeduldig. Eine Abkehr von üblichen Organisten- bzw. Komponistenkarrieren war unumkehrbar und brachte zunächst äußerst rare Kontakte nicht nur zur Kirche, sondern auch zum gängigen Konzertsaal. Auch der Wiederbeginn mit Kompositionen und Orgelspiel – nach fast sieben jähriger Abstinenz – rührte nicht an dieser kritischen Distanz, nützte sie aber, den Raum für Musik wichtiger zu nehmen, ihn als Parameter der Rezeption zu begreifen und seinen Charakter, seine Geschichte mit einzu-beziehen. So nicht nur auf vielen Orgeltouren in Europa und vor allem in den USA (in erster Linie mit Programmen, das die Orgel als voluminöse, atmende Maschine charakterisierte), sondern vor allem bei den *Aktive Musik-Festivals* der 80er und beginnenden 90er Jahren im Ruhrgebiet, in New York und in Porto (Portugal), bei den *Weltmusiktagen 1995* in verschiedenen Städten des Ruhrgebiets, bei Projekten wie *Poetic Arcs* im Landschaftspark Duisburg-Meiderich 1997, der *Active Music* im Museum of Contemporary Arts, Chicago 1998 oder den *EarMarks* im Frühjahr/Sommer 1999 im Duisburger Wilhelm-Lehmbruck-Museum und den *LandMarks* an architektonisch aufregenden Orten des Reviers – drinnen und draußen. Industrielle und kommerziell genutzte Räume – Zechen, Hütten, Gasometer, Fabrikgebäude, neue Wissenschaftsparks –, nicht zuletzt aber auch Kirchen (wie z.B. die Reinoldikirche in Dortmund u.a. mit dem *Requiem* für Orchester von Toru Takemitsu während des Festivals *AKTIVE MUSIK: Japan – Ruhr*, die Kreuzeskirche Essen mit der Aufführung der *Cantiones de Circulo Gyranete* auf Texte von Hildegard von Bingen und Heinrich Böll des Schweizer Komponisten Klaus Huber 1987 oder mit dem *Weltmusiktage*-Konzert der Organisten Gary Verkade und Andreas Fröhling, das 1995 Kagels bahnbrechendes, 1962 konzipiertes Orgelwerk *Improvisation ajoutée* wieder aufleben ließ, die Karmelkirche in Duisburg mit der Uraufführung *untitled* für Flöte und Streichquartett von Kunsu Shim ebenfalls bei den *Weltmusiktagen 1995* oder der Kammermusiksaal der Essener Erlöserkirche mit den *MusicNews 1996* (Doppelportraits der Komponisten Geir Johnson/Gerhard Stäbler, Thomas Bruttger/Andrew Toovey), insbesondere aber die Marktkirche in Essen reizten zur musikalisch-künstlerischen Diskussion.

Zentral gelegen, überschaubar, architektonisch schlicht, akustisch günstig und dennoch vielfältig räumliche Aufteilung erlaubend, bietet die Marktkirche ideale Voraussetzungen, Konzertformen zu entwickeln, welche die musikalischen Aufführungen mit einem gemeinsamen Essen und Trinken

während der Pausen mit Begegnung und Gespräch verbinden, zwischen Publikum und Komponisten bzw. Interpreten und unter den Mitwirkenden selbst. *MusicParadise* nannten wir – mein Freund und Kollege Kunsu Shim und ich – dies Experimentierfeld, das uns inzwischen ans Herz gewachsen ist, und machten es zu einer Reihe, die mit Komponisten- und Interpretenportraits, insbesondere aber mit neuen Formen von Marathonkonzerten nicht nur alte und neue Musik miteinander in Beziehung setzt, sondern die Künste verbindet.

Claudia Lichtblau setzte mit der Choreographie *Rückfluß II* gleich im ersten Marathon zu Beginn des Jahres 1996 einen tänzerischen Akzent, der das tiefgründige menschliche Wesen in Beziehung zum Raum setzte, dabei seine Obsessionen, Begierden, aber auch Hoffnungen als Musik des Körpers thematisierend. Die Koreanerin Sunju Kim wählte sich beim zweiten Marathon im Juni des gleichen Jahres in ihrem Stück *Neun Minuten* als begrenzenden Ort den Flügel, immer wieder waghalsig blind den Rand des Instruments tanzend, während sie beim Marathon V im Sommer 1999 in ihrem Tanz *UIT* zur Videoinstallation *Fluß* des Münchener Künstlers Christoph Nicolaus einen roten Stuhl ins Zentrum rückte und darauf balancierend immer wieder das Weiß unter ihrem schwarzen Rock betonend, um gleichzeitig – als Allegorie der Auseinandersetzung von Körper und Geist, aber auch der unzertrennbaren Einheit – mit den schwarzen Haaren das Gesicht verdeckend..., während Kunsu Shim – ihr zunächst reglos gegenüberstehend – nach konzentrierender Zeit mit dem abrupten Entleeren einer Karaffe Wasser antwortete, wieder innehielt und dann eine weitere Flasche vertropfen ließ, den “Augenblick” des Zer-(Ver-)fliessens dokumentierend. Maria Berquet-Watanabe, die lange in Japan lebte, gestaltete dagegen mit ihrer Performance *Landscapes of the soul*, eingehüllt in Bahnen von Papier, dabei krächzend rauh, bisweilen stechend guttural alle Bereiche der menschlichen Stimme ausleuchtend, ebenfalls im zweiten Marathonkonzert eine Synthese aus fernöstlicher und westlicher Theater- und Tanztradition, die durch ihren audiovisuellen Charakter wiederum eine Brücke zur Musik anderer Kulturkreise schlug, dokumentiert mit Einzelaufführungen oder Portraits von Musik japanischer, koreanischer, US-amerikanischer, kanadischer, aber auch südamerikanischer Komponisten.

Musik öffnete sich – z.B. im zweiten und dritten Marathon 1996 und 1998 –

mit der Version des holländischen Ensembles Zodiaque von Karlheinz Stockhausens *Tierkreis* nicht nur zum Musiktheater, sondern weitete sich in futuristischen und dadaistischen Texten zum Theater, präsentiert von Schauspielern des Theaters am Marienplatz in Krefeld, und verband sich in den bei *MusicParadise* bereits obligatorischen Inszenierungen alter und neuer Musik im gesamten Raum, in freier Anlehnung an das, was John Cage einmal als *MusiCircus* bezeichnete und damit darauf verwies, daß Musik "spielen" auch mit Heiterkeit, gelassener Freude zu tun haben kann und sollte: unten um das Publikum herum (z.B. mit Pascal Dusapins *Inside* für Viola solo, Gerhard Stäblers *Speed* für Vokalisten, John Cages *Aria* oder der Koto-Komposition *Shin-takasago* des Japaners Terajima Hanano) oder hinter Säulen (beispielsweise eine Raumversion der Puccini-Arie *Un bel di vedremo* aus *Madame Butterfly*), um akustische Irritationen auszunützen, ebenso wie auf der Empore mit Orgel (etwa John Cages *Aria* und *Souvenir*), Instrumenten (z.B. Cornelius Cardews *Octet '61*) und Stimmen (Kurt Schwitters: *Zahlengedicht* oder Mauricio Kagels *Enthaltbarkeit* aus *Staatstheater*), aber auch von draußen, geplant – wie mit Roman Marreck als Trompeter bei Charles Ives' Orgelstück *Adeste Fidelis* – und ungeplant, wenn etwa später am Abend die Putzkolonnen der Stadt mit ihren fahrbaren Besen die Plätze um die Kirche reinigen.

Der Weg von Bildender Kunst zur Musik wurde mit Dagmar Schenk-Güllichs Gemälde-Zyklus *Raben* beschritten, indem Bilder die Aufführung der Komposition *KARAS.KRÄHEN* für Tonband begleiteten, zu denen die mit Schnüren übernähten Gemälde – meist silbern und mit wenigen, aber kontrastreichen Farben – entstanden sind.

Wesentliche Elemente wurden bei den Konzerten der Reihe *MusicParadise* neben ausgewählter alter Musik vor allem – in Korrespondenz zu zahlreichen arrivierten MusikerInnen und Ensembles (wie z.B. die Sängerin Christina Ascher, den Pianisten Paulo Alvares, den Posaunisten Michael Svoboda, das *Schlagquartett Köln*, das *Ensemble Köln*, die *MusikFabrik NRW*, die *Oficina musical* Porto, das *Teatro acustico* Essen, das *Flötenquartett Rotterdam*, das *Ensemble de ereprijs* Arnhem, das *Ensemble Q-02* Brüssel etc.) – die Vorstellung junger Interpreten und Komponisten insbesondere mit Uraufführungen, die sie – wie der Norweger Komponist und Geiger Ole-Hendrik Moe im *Marathon V* (Juni 1999) mit dem ersten Satz aus seiner *Sonate für Violine*

*solo* – selbst interpretierten. Auf seine Weise hoch virtuos – ruhige, sich beständig ändernde Doppelgriffe schaffen bei unablässig wechselnder Positionen rascher Bogenstriche irrisierende, emotional aufgeladene Klangbänder, bisweilen durchzuckt von fast brutal kreischenden Sul-ponticello-Schlägen – stellte er sich dabei in eine Reihe mit angehenden Meistern ihres Fachs, dem jungen englischen Cellisten Anton Lukoszevieze oder der Amsterdamer Geigerin Josjè ter Haar bzw. dem Kölner Geiger Clemens Merkel zum Beispiel. Mit geistreichen Interpretationen alter Musik, u.a. der Solosonaten für Violine von Johann Sebastian Bach und verschiedener Ricercare von Domenico Gabrieli, die in die Strukturen dieser Musik einführten als wären sie heute entstanden, und congenialen Darstellungen jüngster Werke etwa des deutsch-kanadischen Komponisten Michael Oesterle, die – inspiriert von Musik der Renaissance – von verspielt-innerer Kraft geprägt sind, oder des seit langem im Ruhrgebiet lebenden Koreaners Kunsu Shim, dessen Musik aus konzentrierter Körperlichkeit beim Spiel zu äußerster geistiger Ruhe führt.

Neue Musik diene bei den Konzerten in der Marktkirche nie einem Selbstzweck, sondern geriet zum Medium auch, “praktisch” über die Bedeutung von Musik nachzudenken, indem beispielsweise Chöre – wie der *Essener Bachchor* unter der Leitung von Stephan Peller – zum Mitmachen animiert wurden. Persönlich wichtig wurde *MusicParadise* nicht zuletzt für mich selbst, der vor einigen Jahren das Konzertieren auf der Orgel “an den Nagel” hängte, um durchs Anknüpfen an das vokale Training der frühen 70er Jahre das Schreiben musikalisch agierend zu komplettieren. Nur als Sport? Als nachdenkliche Aufmüpfigkeit. Wie damals zum Auftakt des Barocksommers im Schwarzwald. Mein *Rosenkranz*, dessen Deutsche Erstaufführung ich während des ersten Marathonkonzertes im Februar 1996 auf den Stufen des Altars alptraum-getränkt schnarchte, war – wie viele Uraufführungen und Performances auch von Kunsu Shim – eines der musikalischen Geschenke an die Marktkirche. Als – bisweilen provokante – Monologe? Als Anmerkungen, Notizen auf dem Forum eines offenen musikalisch-künstlerischen Dialogs. Und: in Respekt vor der Arbeit von Matthias Pape und als Dank für eine fruchtbare Kooperation.

# Wilfried Breyvogel

## Die Krise des Ich und das destabilisierte Selbst. Fallbezogene Studie zur Essener Bahnhofsszene.

Die folgende Pilotstudie wurde durch den Essener Arbeitskreis “Soziale Arbeit am Hauptbahnhof” im Oktober 1998 angeregt. Die Feldbeobachtungen wurden von Dezember 1998 bis März 1999 durchgeführt, die narrativen Interviews mit Mitgliedern der unterschiedlichen Szenen und Mitarbeitern der Einrichtungen wurden im gleichen Zeitraum erhoben. Die Auswertung fand in mehreren Schritten zwischen Februar und Mai 1999 statt. Die fünfzehn beteiligten Studierenden wurden von dem **Diakoniewerk Essen e. V.**, dem **Caritasverband der Stadt Essen e. V.** und der **Essener Verkehrs AG** mit Honorarmitteln unterstützt.<sup>1</sup>

Ziel des Projektes war es, mit einer Gruppe von Studierenden systematische Erkenntnisse über die Bahnhofsszene zu ermitteln. Dabei ging es in der Feldbeobachtung um die Zusammensetzung, die innere Gliederung, die Standorte, das Alter und das Geschlecht der Mitglieder der Szene. Mit Hilfe biographischer Methoden wurden in einem zweiten Schritt exemplarische Fallstudien erarbeitet, die dann Grundlage von Beratung und der Vermittlung von Hilfeleistung in Kooperation mit den bestehenden Einrichtungen werden sollten. Dieser Teil des Projektes ist für die Fortsetzung im Herbst 1999 geplant.

Das Projekt war als ein Analyse-, Qualifizierungs- und (im eingeschränkten Sinne) ein Handlungsprojekt geplant. Die Supervision bezog sich daher auf

---

<sup>1</sup> Beteiligt waren: Heike Börries, Corinna Ewert, Frauke Klugmann, und Tobias Lobstädt in der Gruppe “Obdachlosigkeit”. In der Gruppe “Prostitution” arbeiteten Yasemin Kader, Yeter Kaptagel, Andrea Milz, Seval Oezbakir und Sibel Pirol. In der Gruppe “Drogen” beteiligten sich Karin Bialas, Olaf Dunder, Jörg Miller, Kerstin Schmidt-Kuczera und Bernd Weiterer. Die Studie entstand aus einem Seminar im Rahmen der qualitativen Methodenausbildung im Diplom Erziehungswissenschaft zu dem Thema: “Zeichen, Symbol, Emblem und Ritual. Zugänge zur Praxisforschung.” im WS 1998/99

die Organisation und Sicherung der Ergebnisse sowie die Kontrolle und Stabilisierung der Studierenden in der Feldarbeit. Denn sie waren in einem für Studierende ganz ungewöhnlichen Maß Ängsten und Herausforderungen ausgesetzt. Da im Zentrum der Methoden allerdings Formen der teilnehmenden Beobachtung und des Interviews standen, war diese Herausforderung unumgänglich. Als Schutz vor drohender Überforderung war daher das Hauptanliegen des Vorhabens ein weniger praktisches, sondern zunächst **analytisches Erkenntnisinteresse**, das den Studierenden die Möglichkeit und (Selbstlegitimation) geben konnte, sich von den Ansprüchen der Betroffenen im Feld distanzieren zu können. Sie wurden dadurch von der Verpflichtung entlastet, allen, denen sie begegneten, unmittelbar helfen zu wollen und in deren Lebenssituation aktiv einzugreifen. Als Maximen waren daher Regeln vorgegeben, die beinhalteten, daß in jedem Fall die Privatsphäre geschützt bleiben mußte. Es durfte keine spontanen Bündnisse und Verabredungen oder ähnliches geben.

Vorausgesetzt wurde, daß nur aus (reflektierter) Distanz allmählich Beziehungen der Nähe aufgebaut werden können, die sich aus längeren Kontaktphasen und der Kenntnis des biographischen Materials ergeben. In Einzelfällen zeichnete sich dieses in der Interpretationsarbeit während der Feldphase bereits ab. Denn z. B. jüngere Frauen in der Prostitution empfanden es als enorme Aufwertung, daß sich Studierende und die Universität für ihre Biografie interessierten. Mit Modifikationen gilt das für das gesamte Spektrum dieser Szenen. Denn jenseits und am Ende der Scham – prägt sie die Dynamik der Sichtbarkeit und der Sichtbarmachung ihrer Lage.<sup>2</sup>

### Allgemeine Hinweise

Insgesamt wurden sieben Obdachlose mit einer situationsspezifisch modifizierten Methode des narrativen Interviews erfaßt. Die Dauer der Interviews schwankte zwischen zehn bis vierzig Minuten. Die Interviewpartner waren vier Männer und drei Frauen. Das Alter lag bei fünf Beteiligten zwischen 21 und 26 Jahren. Ein Interviewpartner, Fm, ist 41 Jahre, Gw sogar 71 Jahre

---

<sup>2</sup> Vgl. zu Bedeutung der Sichtbarkeit in der Moderne Wilfried Breyvogel: Sichtbarkeit und Transparenz in der Mediengesellschaft. Der "gefährliche Jugendliche" auf der "Bühne der Sichtbarkeit", in: Ders.(Hg.): Stadt, Jugendkultur und Kriminalität, Bonn 1998, S. 84 ff.

alt. Letztere ist gewiß ein Sonderfall, aber aufgrund ihrer Denkweise und Mentalität wurde sie dennoch in die Auswertung einbezogen. Gleiches gilt für den 24 Jahre alten Cm aufgrund seiner schweren Körperbehinderung.

Die Kodierung der Namen erfolgte in alphabetischer Reihenfolge nach Alter. Danach ist "Am" der jüngste männliche Interviewpartner aus der Gruppe der Obdachlosen. Mit "Hw" beginnen die Interviews mit der Gruppe der Prostituierten.

Sechs der Interviews sind durch die Kontaktaufnahme und Unterstützung der Mitarbeiter der Zentrale Beratungsstelle für Wohnungslose und Nichtseßhafte (II. Hagen 7) zustande gekommen, eines (Dw) durch teilnehmende Beobachtung und Gespräche in der Notübernachtungsstelle Lichtstraße.

Dieser Sachverhalt spiegelt sich teilweise in den Texten. In den durch Mitarbeiter vermittelten Interviews sind die Gesprächspartner verschlossener, die Aussagen sind um die Aufrechterhaltung der Fassade bemüht und auf die notwendigen Daten beschränkt, so daß die dahinter liegenden biographischen Konflikte nicht zugänglich werden.

## Zwei "einfachere" Fälle:

### 1.1 Am

Am ist mit 21 Jahren der jüngste Interviewpartner. Er mischte sich unaufgefordert in das Gespräch mit Bm (26 Jahre) ein und dominierte es am Ende. Die Aussagen zu seiner Person beschränken sich auf das Alter und darauf, daß er seit fünf Jahren auf der Straße lebt. Für ihn ist die Straße eine positiv besetzte Bewältigungssituation, die ihn von den Menschen mit einem "geregelt" Leben absetzt.

*Der würd dat nich einen Tag aushalten. Spätestens abends hat der sich in die Hosen geschissen. (Z. 253 ff.)*

Aus dieser Herausforderung der "Straße" zieht Am seine Selbstachtung. Sie verbindet sich mit Spuren eines politischen Bewußtseins, die ihn von der

übrigen Klientel der Obdachlosen absetzen. Eine gescheiterte Bildungskarriere liefert den Rahmen einer politisierten Deutung seiner Erfahrung:

*Ob dat jetzt Ausländer sind oder Deutsche oder sonst irgend'n Scheiß. Is alles ganz fucking-egal, so. Rassenschande, so, das ist alles Dreck, oder Nazis, oder so, die haben für mich alle den Kopp kaputt. Weil, wir sind alle irgendwo Menschen und dat is dat eigentlich, wat zählt, so. und ich sach ma, wenn man von ganz vorne dat sieht, es gibt sowat wie Menschenrechte und die sollte man nicht mißachten, so. Und sobald du aufe StraÙe bis, wird dat automatisch mißachtet. (Z. 260-267)*

Obwohl deutlich wird, daß er Drogen, allemal Alkohol gebraucht, ist er "kein Junkie". Er erhofft sich eine Politisierung der Unzufriedenen:

*Ich mein, es werden ja von Jahr zu Jahr, werden es immer mehr Obdachlose. Da sollte man sich nicht wundern, wenn da irgendwann einmal ein Aufstand passiert. Also, tja, dat ist los. Weil, ich sach ma so, dat kann sich eigentlich, weiß ich nicht, ich kann mir nicht vorstellen, daß sich die Menschen das einfach gefallen lassen, so eingeschlichtet zu werden. (Z. 202-208)*

Selbstachtung, eine Realitätswahrnehmung, die in politisierten Kategorien seine Erfahrung ausdrückt, und die Hoffnung, die auf ein gemeinsames Handeln der nicht "Eingeschlichteten" setzt, erscheinen als noch intakte Stützen des angegriffenen Selbst. Sein überhasteter Sprachduktus, das Herausstürzen der Worte, seine sprachlich latente Aggressivität, verweisen zugleich auf dessen Brüchigkeit. Seine Motive, seine Lage zu ändern, sein Wille ist dazu noch vorhanden, er meidet und weiß um das, was ihm schadet, er ist (noch) nicht "gebrochen".

## 1.2 Bm (25 Jahre)

Ähnlich stellt sich die Situation des Bm dar. Er hat eine Entgiftung gerade abgeschlossen, hat ein Wohnungsangebot vermittelt bekommen, das er am Tag des Interviews prüfen wird, und auch er steht im regelmäßigen Meldekontakt zur zentralen Beratungsstelle. Den Bahnhof und die Szene meidet er:

*Weil, dann hab ich ja direkt gesagt, ich geh nicht mehr zum Bahnhof hin. Ich mein, wenn ich jetzt wieder zum Bahnhof hingehen würd, zum Kollegen hin, und hin, und auf einmal geht das direkt wieder los. Deswegen geh ich da gar nicht mehr hin. Dann komm ich auch gar nicht mehr in Versuchung, oder so. (Z. 88-92)*

Das Interview ist sehr durch Kritik und die Enttäuschung über die Mitarbeiter der Ämter geprägt: Sozialamt, Arbeitsamt, das Hin und Her von notwendigen Bescheinigungen. Diese Beschimpfung der Ämter ist – bei genauerer Betrachtung - ein (projektives) Ritual. Hier steht sie neben einer sich nur andeutenden Ausländerfeindlichkeit, die dem gleichen psychischen Mechanismus folgt:

*Und die ganzen Ausländer, hör mal. (Z. 39)*

Kennzeichnend für das Beispiel Bm ist aber, daß er sich auf Reste einer stützenden Verwandtschaft zurückziehen kann. So lebt und übernachtet er zur Zeit bei seiner Schwester.

Diese beiden Sachverhalte, daß beide in regelmäßigem Kontakt mit der zentralen Beratungsstelle stehen und daß sie sich teilweise auf abstützende Verwandtschaftsbeziehungen verlassen können, machen sie im Spektrum der Fälle zu "einfacheren" Beispielen. Denn die tiefere Krise beginnt dort, wo der Kontakt zu Ämtern, Beratungen und Hilfeinrichtungen nicht mehr gesucht wird und keine anderen sozialen Netze (Verwandte, Freunde, Partner) vorhanden sind.

## **Zwischenbilanz: Ich-Fähigkeiten und die Gefährdung des Selbst**

### **2.1**

Im Blick auf ihre Ich-Fähigkeiten bedeutet die Verbindung zur zentralen Beratungsstelle so etwas wie einen Anker oder eine Fangleine, die sie an einer Boje im Meer der Ungesicherheit ausgeworfen haben. Für ihre Ich-Fähigkeiten zur Kontrolle ihrer Lebenspraxis bieten sich hier deutliche Ansatzpunkte für die Verbesserung ihrer Lage. Aus der Menge der ca. zweihundert Obdachlosen der Bahnhofsszene, sind diejenigen, die sich von ihr

gelöst haben und den regelmäßigen Beratungskontakt suchen, schon auf der besseren Seite, wenn auch keineswegs bereits im Licht. Denn die Regelmäßigkeit der Kontakte ordnet ihr Leben. Hier finden sie offenbar Halt. Die Integrationskräfte ihrer Psyche, ihre Ich-Fähigkeiten und ihre Kompetenzen sind nicht so zerrüttet oder zerstört, daß nicht doch Ansatzpunkte für eine soziale Beratung zu finden sind. Im Blick auf die Gesamtheit des Fallmaterials sind sie deshalb Beispiele für weniger schwierige Fälle.

Damit wird deutlich, daß der analytische Blick der Auswertung zwei Momente unterscheidet: Das Ich als Zentrum der Ich-Fähigkeiten (Gedächtnis, Erinnerung, Sprache, Aufbau der Abwehrmechanismen) und das Selbst als die darunterliegende Basis des Subjekts. Diese Unterscheidung ist im praktischen Interesse aus Ich-Psychologie und Selbsttheorie gewonnen. Sie lehnt sich an Arbeiten von Redl/Wineman (1990) und Kohut (1991) an (vergl. auch Breyvogel 1993 und Gebauer 1996).<sup>3</sup>

Diese Unterscheidung von Ich und Selbst macht die Schweregrade der Zerstörung des Subjekts zugänglich. So ist der Verlust der Selbstachtung und der Scham z.B. ein deutlicher Hinweis auf die Verletzung der Basis des Selbst. Sie ist im Blick auf Beratung und Stützung schwerwiegender als eine Orientierungslosigkeit auf der Basis der Ich-Fähigkeiten. Im Schema läßt sich diese Unterscheidung folgendermaßen skizzieren:

---

<sup>3</sup> Vgl. Fritz Redl/David Wineman: Kinder, die hassen, München 1990 und Dies.: Steuerung des aggressiven Verhaltens beim Kind, München 1990 (4. Auflage). Zur Selbstpsychologie sind die Arbeiten von Heinz Kohut grundlegend, u. zw. Heinz Kohut: Die Zukunft der Psychoanalyse, Frankfurt 1975, darin bes. Zur Psychologie des Selbst, S. 140 – 285 und Heinz Kohut: Narzißmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen, Frankfurt 1976; vgl. auch: Wilfried Breyvogel: Jugendliche Gewaltbereitschaft. Subjektive Fragmentierung, Gewalt-Lust und die Gesellschaft als städtisch-medialer Erfahrungsraum, in: Ders. (Hg.): Lust auf Randalen. Jugendliche Gewalt gegen Fremde. Bonn 1993, S. 11 – 34. Vgl. auch: Karl Gebauer: "Ich hab`sie ja nur leicht gewürgt". Mit Schulkindern über Gewalt reden. Stuttgart 1996, bes. Erklärungs- und Arbeitsmodelle, S. 394 ff.

Das I C H → Zentrum der Ich-Fähigkeiten

Gedächtnis und Erinnerung

Sprache

Abwehrmechanismen

Das S E L B S T → Basis der Motive und Wünsche

(das "Feld des Begehrens")

Autonomie →

Allmacht und Größe →

Idealisierung

Ritualisierter Illusionismus

Selbsttäuschung

Verkennung/Spaltung.

*Skizze zur Beziehung von Ich und Selbst und der dazwischen gleitenden Funktion der Abwehrmechanismen*

## 2.2

Idealisierung, ritualisierter Illusionismus, verfestigte Formen der Selbsttäuschung sind die Übergangsstufen der Abwehr vom Ich zum Selbst. So war am Beispiel von Am eine "Idealisierung" des Lebens auf der Straße als Herausforderung seiner Größe und Allmacht deutlich geworden. Ebenso zeigte sich ein "ritualisierter Illusionismus" in den Erwartungen eines Aufstands der Obdachlosen. In diesem Illusionismus steckt eine Spur systematischer Selbsttäuschung, ohne die das Subjekt seine Lage nicht ertragen könnte. Grundsätzlich sollte damit zugleich deutlich werden, daß das Selbst und das

Ich immer in einer Verkettung zusammengefügt sind und daß sich Wahrnehmung und kognitive Verarbeitung in einer Schwebelage gegenüber den Größen- und Machtwünschen des Selbst durchsetzen müssen.

Die in der Männlichkeitskultur häufige "narzisstische Wut", die in der manifesten Sucht vorliegende Selbsterstörung oder die schizoide Spaltung als Verneinung sind die massivsten Formen der Destabilisierung des Selbst, das jede Scham und den Stolz auf eigenes Vermögen verloren hat.

Das Gesagte soll als erster Orientierungsrahmen für die Darstellung der Fallbeispiele dienen. Es ist der Bezugspunkt für die Aussage: Am und Bm seien "einfachere" Fallbeispiele, weil bei ihnen die Ich-Fähigkeiten noch deutlich ausgeprägt sind, Selbstachtung, Stolz auf das eigene Vermögen, die Abgrenzung gegen die Gefahren der Bahnhofsszene sind deutliche Zeichen kontrollierender Ich-Fähigkeiten und eines Selbst, in dem Autonomie und Größe noch umsetzbar erscheinen.

### **Aggressivität und (ritualisierte) Kritik an dem Hilfesystem**

*Am: Also, großartig Chancen wird nicht gegeben. Bm: Ja. Am: Als obdachlos wirst du abgestempelt und die nötigen Hilfsmittel sind dafür auch gar nicht da. Bm: Zweite Wahl. Am: Du mußt alleine klarkommen, hängst aber trotzdem in den Seilen. Bm: Sprich, es gibt keine helfenden Hände die dich mal was höher ziehen können. (Z. 41-48)*

Unter den genannten Voraussetzungen erscheinen die Aggressivität und die ritualisierte Kritik an den Hilfeeinrichtungen der interviewten Am und Bm unter einem neuen Vorzeichen. Sie sind Zeichen der wahrgenommenen Beschämung und damit Hinweise auf die Abwehr der Gefährdung ihres Selbst, sie sind Verkleidungen ihrer Suche nach Halt. Ihre Lösungsstrategie:

*Beschäftigung für alle. Sprich, die Dealer, die müßten dort direkt alle weg. Es sollte mehr Polizei eingesetzt werden, damit die einfach wegkommen vonne Straße (Z. 120-122)*

und ihre Einsicht in ihre durch falsche Freunde bedingte Gefährdung sowie die Forderung nach Selbsthilfe als "Aufstand" der Betroffenen, alles das

spricht (trotz des greifbaren Illusionismus und der Idealisierung der Straße) für relativ intakte Ich-Fähigkeiten. Die Fälle Fm (41 Jahre) und Gw (71 Jahre) schließen sich hier an. Sie sollen daher kurz charakterisiert werden.

### 3.1 Fm

Fm ist 41 Jahre alt, Vater von zwei Kindern, geschieden, er entstammt Arbeiterverhältnissen. Er ist drogenabhängig, z.Z. im Methadonprogramm. Er ist postalisch über die zentrale Beratungsstelle angemeldet, den Bahnhof meidet auch er. Um "arbeitsam zu sein" (Z. 21), verkauft er die Obdachlosenzeitungen, ca. 15 Stück am Tag. Er konsumiert dabei ca. drei bis vier Flaschen Bier. Von der ambulanten Behandlung im Ärztemobil macht er Gebrauch. Im Gefängnis zog er sich eine Hepatitis zu. Es scheint, als liege das weit hinter ihm. Seine Darstellung gerät nur an einer Stelle in Verwirrung:

*Also, wir werden kriminalisiert, wir werden gerne und oftmalig kriminalisiert. Und da muß Abhilfe geschaffen werden. Ich bin kein Krimineller. Ich bin'n kranker Typ, dementsprechend werde ich hier auch jeden Tag ärztlich kontrolliert. Ich bin ein kranker Mensch. So, und dann darf ich nicht, wenn ich zum Bahnhof komm, als Krimineller gesehen werden. Das is'n Gegensprüche. (Z: 205-210)*

Sein Wunsch, rechtschaffen zu arbeiten, feste Haltepunkte zu haben, sich von der Bahnhofsszene abzusetzen, begründet seine Kritik an den Platzverweisen und Kontrollen der Sicherheitsdienste.

### 3.2 Gw

Der Fall der 72 Jahre alten Gw ist in jeder Hinsicht ungewöhnlich. Wir gehen nur kurz auf sie ein, weil die Interviewte aus unserer Sicht in ihrer Anspruchslosigkeit und Dankbarkeit den klassischen Sozialfall einer vergangenen Epoche repräsentiert. An ihr können die Bediensteten der Ämter und Einrichtungen ihre Berufsfreude wieder gewinnen; sie ist eine Überbleibsel vergangener Zeit.

1927 in Berlin geboren, hatte sie bis 1957 dort gelebt und als Fremdsprachensekretärin gearbeitet. Ihre Tochter hat sie allein erzogen, diese hat inzwischen studiert und leitet z.Z. ein Haus für psychisch kranke Frauen in Berlin. Sie hat zuletzt mit einem Partner zusammengewohnt, der als Alkoholiker jetzt in einer Nervenheilanstalt lebt. Durch diese Trennung ist sie wohnungslos geworden. Bezugs- und Haltepunkte ihres Lebens sind die Hilfeinrichtungen der Stadt Essen und ihre Familie in Berlin. Vor kurzem hat sie sogar das elterliche Einfamilienhaus in Berlin-Falkenhaus (?) geerbt. Dort wohnen jetzt ihre Tochter und Nichte mit ihren Partnern. Sie besitzt dort ein Zimmer, besucht ihre Familie jeden Monat für eine Woche. Eine Wohnung brauche sie daher nicht mehr:

*Ich schlafe in der Lichtstraße, das ist ein Haus für wohnungslose Menschen. Das kostet pro Nacht 6 Mark 40. Da gibt es jede Woche, jede Woche gibt es frische Bettwäsche, jeden Tag ein Frotteetuch. (S. 3)*

Sie hat einen Platz im Haus Emanuel (Altenheim) zu erwarten, sie rechnet damit, daß sie bald ein Pflegefall wird. Sie habe rechts keine Lunge mehr, habe Wasser in den Beinen, die Wirbelsäule sei deformiert. Im Haus Emanuel könne sie tagsüber sich bereits aufhalten. Sie dürfe dort kochen. Da seien drei Herren in ihrem Alter, die sich freuen, wenn sie koche. Auf der Oberfläche erscheint sie als ein Energiebündel:

*Obwohl ich 100 % behindert bin, zäh wie Leder, ich lass mich nicht hängen, ich mach alles mit, ich laufe und mach Gymnastik und ich schwimme, und ich geh tanzen .. aber hallo! Da macht mir so leicht keiner was vor. (S. 3)*

Allerdings läßt sie sich das Geld ihrer Rente nur zweitageweise auszahlen.

Ihre Ich-Fähigkeiten, ihre sprachliche Kompetenz, ihre Selbstbeobachtung und Selbstachtung, ihr Stolz, den sie durch Gymnastik, Sport, Tanz und ständige Aktivitäten erzeugt, erscheinen (an der Oberfläche) relativ stabil. Daß sie allerdings nicht haushalten kann, muß überraschen. So erscheint die Schale ihrer Selbstdarstellung brüchiger, als sie zugestehen mag. Ihre übersteigerten Aktivitäten verdecken offenbar ein ständig gefährdetes Selbst.

## Die Krise des Ich und das destabilisierte Selbst: Die Fallbeispiele (Dw) und Ew

Die Fälle Dw und Ew haben einen vergleichbaren Verlauf und Schweregrad. Da im Fall Dw Straßenprostitution hinzukommt, beschränkt sich die Darstellung hier im Rahmen der Obdachlosen auf den Fall der interviewten Ew.

### 4.1 Der Fall Ew (26 Jahre alt)

Die Aussage:

*Ich möchte schon wieder Kind sein, neu geboren werden, neu anfangen*

Kann als Schlüsselstelle des Falles Ew gelesen werden. Ew ist seit dem 19. Lebensjahr obdachlos. Bis zu diesem Zeitpunkt lebte sie bei den Eltern. Ihre Mutter war Alkoholikerin, der Vater "dauernd unterwegs". Sie hat eine Ausbildung als Rettungsanwiterin abgeschlossen. Mit 19 Jahren hat sie

*das erste Mal Scheiße gebaut, daß ich Tabletten geschluckt hab.*

Hier wurde in dem gleichen Zusammenhang eine Persönlichkeitsstörung (Borderline) diagnostiziert. In der gleichen Zeitspanne ist sie durch epileptische Unfälle berufsunfähig geworden. Nach der dritten Rückfälligkeit ist sie aus der Therapie (WG bei der Deponie) ausgeschlossen worden ("Lassen sie dich fallen wie eine heiße Kartoffel"). Diese Ausstoßung bewirkte trotz ihrer Berechtigung eine tiefe Kränkung. Ihr Selbst ist im hohen Maße zerrüttet. Auf der untersten Stufe nochmals ausgegrenzt zu werden, wiederholt für sie die Erfahrung der Nichtigkeit. So habe die Stadtverwaltung sie gegenüber ihrer Vermieterin versehentlich bereits tot erklärt.

"Dieses, dieses, dieses Zurückgestoßen in die Ecke" war offenbar die Reaktion der Mutter auf ihre kindlichen Hilfsansprüche. Nach einem schweren Asthmaanfall habe die Mutter gegenüber einem Arzt geäußert, sie sei für sie gestorben.

*Wat soll ich da noch großartig hingehen und sagen, hallo Mama, bitte helf mir. Das mach ich nicht mehr. Ich mein, ich hab, einmal hab ich versucht, nochmal mit ihr zu reden oder was, aber da hat sie mich mit der Polizei von meinem Elternhaus weggeholt. (S. 3)*

In diesen Konflikten zwischen Mutter und Tochter haben sich tiefste emotionale Verletzungen vollzogen. Zwischen dem 12. und 15. Lebensjahr hat Ew auf die Zurückstoßung mit der Flucht reagiert. Sie ist regelmäßig, teils wöchentlich, "ausgerissen". Dieser Vorgang war bald polizeibekannt, so daß sie wie im Ritual in die Kühle der Mutterbeziehung zurückgebracht wurde. Mit 16 Jahren wurde sie vom Vater (vermutlich aufgrund des Alkoholismus der Mutter) in die geschlossene Psychiatrie eingewiesen.

*Hab ich da 6 Wochen abgesessen für lau, für doof, auf einer Geschlossenen mit Pillen und alles vollgestopft (S. 4)*

Ihre Suchtverhalten war und ist phasenweise sehr exzessiv. Alkohol, Tabletten,

*seit 4 Wochen so ab und zu mal, daß ich mir mal einen Knaller setz. (S. 1)*

Heiligabend ist sie mit einem Atemstillstand in die Klinik eingeliefert worden. Im Blick auf ihre **Subjektstruktur** sind nicht nur ihre Ich-Fähigkeiten und ihre Kompetenzen angegriffen, sondern auch ihr Selbst. Ihre Selbstachtung, ihre Selbstwertgefühle, ihr Wille, das alles noch durchzustehen, sind phasenweise gebrochen. Sie möchte dann verschwinden, sich auflösen, nochmals eine Chance auf ein zweites Leben erhalten. In der gegenwärtigen Situation bleibt ihr nur das Mittel der Flucht in die Bewusstlosigkeit. So beschreibt sie die Motive für ihr Suchtverhalten aus Flucht, Verschwinden und Abwehr:

*Wenn ich mit meinen Problemen nicht klarkomme, hau ich mir die Birne zu, dann dreh ich ab oder setz mich irgendwo in einen Zug und mich findet man bewußtlos (S. 3)*

Damit ist die eine Seite ihrer gekränkten und zerrütteten Subjektstruktur beschrieben. Auf der anderen Seite durchzieht ihre Biographie eine mangelnde Anpassungsbereitschaft, die, wie die trotzige Selbstbehauptung eines

Kindes erscheint: “Ich möchte schon wieder Kind sein”. Anstelle des Schon-Wieder würden wir ein Noch-Einmal erwarten, wie es in der Rückschau im Sinne von: “Ich möchte noch einmal Kind sein” üblich ist. Das Schon-Wieder sperrt sich gegen die Retrospektive, es handelt in der Gegenwart in dem Sinn: “(Sie ist) schon wieder Kind”.

Wie erwähnt, brach sie die Regeln der Therapie, aber auch in dem Haus W. fügte sie sich nicht ein:

*Tanzt man nach deren Nase nicht, dann hat man schon ganz schlechte Karten. (S. 8)*

Sie entzieht sich auch hier:

*Also ich bin danach selber gegangen, weil ich halt mit der einen Sozialarbeiterin absolut nicht klar kam. (S. 8)*

Der verdeckte Wunsch, ich möchte Kind sein und (endlich) versorgt werden, wird am deutlichsten in der Gegenübertragung der Interviewerin. Im Nachgespräch, zu ihrem Empfinden bei dem Interview gefragt, beschrieb sie Ew als ruhige Person, als eine der wenigen, die bei mäßigem Alkoholkonsum noch klar waren, wobei die Kontaktaufnahme von Gw ausging. Allerdings habe sie ihr Anspruchsdenken genervt, “es ging mir einfach auf die Nerven!” (Interviewerin C.)

Obwohl Ew zwischen “anecken” und Selbstbehauptung ihren Weg als “Durchwanderer” der Städte geht und in kritischer Distanz die Bahnhofszene als “Wolfsgesellschaft” beschreibt, kann sie sich nicht davon lösen.

*Ich sag mal, der Bahnhof ist eigentlich mein zu Hause (S. 4).*

Eine Freundin und eine ehrenamtliche Sozialarbeiterin der D. sind die einzigen bedeutsamen Bezugspersonen, auch liege ihr etwas an ihrer “kleinen Schwester”. Alle anderen Beziehungen sind auswechselbar und bedeutungslos. Mindestens zweimal hat sie einen Entzug (an der Grenze der Todeserfahrung) durchgeführt.

Fassen wir nochmals zusammen:

Dieses in der Beziehung zur Mutter begründete “In-die-Ecke-Gestoßen” erscheint wie der Kern ihrer Erfahrung, nicht annehmbar zu sein. Ein faktischer Suizidversuch, ständige ritualisierte Fluchten, Bewußtlosigkeiten und epileptische Anfälle, versehentlich für tot erklärt, erwerbsunfähig auf Dauer: Sie empfindet sich als gescheiterte Existenz mit einem Rest von Unangepaßtheit und Trotz. Sie ist z.Z. nicht therapiebereit, weil jede Therapie die Lockerung ihrer Abwehr- und Fluchtmechanismen berühren würde. Aus der Dynamik dieses Zwangs wird sie daher immer wieder rückfällig.

Die Unangepaßtheit und ihr fast kindlicher Trotz sind – so läßt sich interpretieren – die Signale der Bedrohung ihres Selbst, die sich zugleich der Kontrolle des Ich entziehen. Sie handelt in solchen Situationen wider besseres Wissen. Zwanghaft geht sie ihren Weg in die Verzweiflung, das Vergessen, die Bewußtlosigkeit. Es ist wie ein Verschwinden an der Grenze der Selbstaufhebung. Diese Seite ihres Verhaltens spiegelt die innere Dynamik ihrer Subjektivität, eine Wertlos- und Nichtigkeitserfahrung, die das Selbst sehr früh und grundlegend destabilisiert hat.

### **Kritik an dem Hilfesystem der Stadt aus der Sicht der Obdachlosen**

Da sich die Obdachlosen in ihren Äußerungen (noch) auf das Hilfesystem beziehen und ihre Aussagen Anregungen auch für andere Kommunen enthalten, sollen im Folgenden ihre Hinweise dargestellt werden. Sie werden möglichst wörtlich zitiert, um das Mißverständnis zu verhindern, hier handle es sich um eine besserwisserische Kritik aus der Perspektive der Hochschule.

#### **1. Begleitende Hilfe bei Ämtergängen:**

*So und so läuft das ab, halt eben den Leuten helfen, die sich nicht großartig auskennen.*

#### **2. Arztmobil plus Beratung.** Die Chance des Kontakts bei ärztlicher Hilfe im Arztmobil sollte zugleich für Beratung und beratende Hilfe genutzt werden. Längere Anwesenheiten des Arztmobils am Bahnhof seien notwendig.

3. Hilfesystem und Wochenende:

*Und am Wochenende ist das ganz extrem. Da hat das HdK zu, da hat die Bahnhofsmmission zu, die Ärztin ist nicht da ...*

*Und gerade am Wochenende, da kommen die Probleme knüppeldick. (Ew)*

4. Längere Öffnungszeit im Haus der Kirche (Sitz der zentralen Beratungsstelle):

*von morgens um neun bis 13.00 Uhr ist einfach zu wenig, um Gespräche zu ermöglichen.*

5. Ausbau der aufsuchenden Sozialarbeit und Streetwork – Kritik der Situation:

*“Da ist nur dieses Streetwork für Jesus, der M. kommt mittwochs abends und macht seine Runde und redet mit den Leuten und samstags mit dem Bus kommen die dann. Ansonsten ist sozialarbeitsmäßig null. Ja gut, die von der Krise (Krisenhilfe e. V. ) rennen ab und zu da mal rum und verteilen Pumpen, aber ansonsten ist da wenig.” (Wann wäre es, daß du sagen würdest, dann würde es mir besser gehen?) “Mehr Straßenarbeit. Daß also mehr Leute sich mal draußen unterwegs machen und nicht hinter ihrem Schreibtisch sitzen und warten, bis die Leute kommen, sondern auch mal auf die Leute zugehen. Das wäre natürlich das Beste.” (Ew)*

6. Eine getrennte Notschlafstelle für Jüngere (18 bis 27 Jahre) mit flexibleren Zeiten:

*Die Lichtstraße ist “eine reine Übernachtungsstelle ... um halb zehn muß ich drin sein und morgens viertel nach sechs wird man wieder geweckt”. Die Interviewte bezieht sich auf eine alternative Erfahrung in Münster („Maisy“) ein Mädchenhaus: “Da war das ein bißchen anders, da waren a) Sozialarbeiterinnen und b) konnte man da Wäsche waschen, man konnte essen” ( und richtig selbst kochen, nicht nur ein Zwei-Platten-Herd). “Hunde durften auch mit rein.” Das ‚Maisy‘ war flexibler, “die Leute waren lockerer.”*

## 7. Eine Vernetzung zwischen Straßenarbeit und den Einrichtungen.

*“Die Sozialarbeiterin vom Maisy, die haben wiederum mit den Sozialarbeitern, die auf der Straße gearbeitet haben, zusammengearbeitet und die wieder mit dem Jugendamt oder dem Sozialamt, das war Hand in Hand, das ist hier nicht so. Dann wissen die, daß ich schlecht drauf bin, oder daß ich das und das erledigen muß, daß man mich daran erinnert.” (Ew)*

## II. Die Gruppe der Prostituierten

### 1. Allgemeine Hinweise

Zur Gruppe der Prostituierten gehören fünf Fallbeispiele im Alter zwischen 21 und 32 Jahren. Dabei ist ein Fallbeispiel (Dw, 24 Jahre) aus der Gruppe der Obdachlosigkeit hier einbezogen worden, weil Dw nicht nur obdachlos ist, sondern “auf der Straße anschafft”. Diese fünf Fallbeispiele jüngerer Frauen lassen sich ebenfalls nach unterschiedlichen Intensitäten, Einbezogenheiten und Schweregraden der subjektiven Erschütterung gliedern.

Das Spektrum beginnt bei der 21 Jahre alten Hw, die wiederum einen “einfacheren” Fall erwerbsmäßiger Prostitution darstellt, wobei sie weder obdachlos noch drogenabhängig ist. Im Fall der 24 Jahre alten Dw überlagern sich, vergleichbar der 24 Jahre alten Iw, bereits alle Momente: Prostitution, Drogen und Obdachlosigkeit. In beiden Fällen ist kaum ein Licht am Ende des Tunnels zu erkennen. Ähnlich verhält es sich im Fall der 32 Jahre alten Kw, die allerdings nach fast 4 Jahre währender Haftzeit, im Methadonprogramm teilweise stabilisiert, gegenwärtig eine Wende in ihrem Leben anstrebt. Diese teils ohnmächtige Unterworfenheit unter Zwangsverhältnisse ist im Fall der 30 Jahre alten Jw noch markanter. Ihr Fall ist beklemmend, zugleich atemberaubend und erschütternd.

In dieser Spannung von frei gewähltem “Gewerbe” und kaum entrinnbaren Zwangsverhältnissen bewegt sich das Spektrum der Fallbeispiele. Für die folgende Darstellung ist daher der Weg vom “einfacheren” Fall (Hw, 21 Jahre) über das Mittelspektrum (Iw, 27 Jahre) zu den Verstrickungen des Falles Jw (30 Jahre) gewählt worden. Der analytische Blick unterscheidet

auch in diesen Fällen zwischen der Intaktheit der Ich-Fähigkeiten und der Verletzung des Selbst.

## 2. Ausgewählte Fallbeispiele

### 2.1 Hw (21 Jahre)

Hw, 21 Jahre alt, stellt sich als Person über ihre Ausbildungsmerkmale vor (*hat 'ne Ausbildung als Köchin und die auch zu Ende gebracht, Z. 16f*). Zur Zeit arbeitet sie als Altenpflegerin und mit gewissem Zögern:

*Jetzt bin ich halt, tja, Prostituierte auf dem Straßenstrich (Z. 23).*

Ihre Gründe und ihre Situation sind ihr klar:

*Wenn ich mal Lust, Zeit oder Geld brauch', halt, dann komm ich hier hin. ... nur der Absprung ist im Moment noch ganz schwer so, weil, wenn man weiß, wie leicht das Geld verdient ist, ist das halt nicht so toll. (Z. 28-31)*

Neben Lust und Zeit (haben) ist das Bedürfnis nach (mehr) Geld ausschlaggebend. Im Verlauf des Interviews wird deutlich, daß der "Absprung" gar nicht intendiert ist, sondern daß sie eher zunehmend in die Abhängigkeit ihrer Wünsche gerät:

*I 1: Warum meinst du, daß du noch nicht bereit dafür [den Absprung] bist?*

*Hw: Ja weil, weil ich seh' das Geld in dem Moment so. Das ist ganz blöd, ich weiß nicht. Die Ansprüche werden immer mehr, weil vorher hat man zum Beispiel 950 Mark oder so, was ich jetzt verdien', und wenn man dann jeden Abend 400 Mark mehr in der Tasche hat, dann ist man Luxus gewöhnt. Ich weiß nicht, Geld ausgeben, in die Stadt gehen, ausgeben. (Z. 93-98)*

Mit ca. 18 Jahren ist sie erstmals, über einen Freund vermittelt, in ein Bordell geraten, hat sich daraus (und von ihrem Freund) gelöst, um nochmals nach Rückkehr zum gleichen Freund, den Weg zum Straßenstrich zu gehen. (Es ist überraschend, daß sie nicht den gewerblichen Strich der Stadt benutzt, sondern in der Innenstadt, einer nur teilweise tolerierten Zone,

steht). Sie führt ein typisches Doppelleben. Nur wenige enge Freunde wissen um ihre Prostitution, ihre Eltern halten sie für etwas Besseres:

*Meine Mama und mein Papa, die sind so auf dem Stand, Huren sind alles billige Frauen und sowat alles und meine Mama und mein Papa, die denken eigentlich, daß ich was Besseres bin und von daher ... ich, wenn ich denen das sagen würde, für die würd' 'ne Welt zusammenbrechen. Ich würd' die enttäuschen, will ich eigentlich nicht so gerne. Und meinen Freunden so zum Teil, die meisten wissen es, das, eigentlich jetzt aber nur meine beste Freundin weiß das, das, und der Freund davon und 'n paar Leute, die so rings rum sind. (Z.285-291)*

Die kindliche Ansprache der Eltern: "Meine Mama ..." bestätigt das auf der Oberfläche intakte Verhältnis zu den Eltern. Ob sie mit ihren Luxusbedürfnissen dem Wunsche etwas "Besseres" zu sein entspricht, dafür gibt es keine weiteren Belege.

Nicht nur ihre Verstellung im Spiel des Doppellebens, sondern ihre Fähigkeit, Grenzen zu ziehen, sich von der ihr abträglichen Beziehung zum Freund zu lösen und einen eigenen Weg zu definieren, sprechen für die Intaktheit ihrer Ich-Fähigkeiten. So beschreibt sie den Weggang aus dem Bordell und die erste Abkopplung von ihrem Freund:

*Hab' dann heimlich gekündigt, weil ich hatte ja noch einen Mann. Hab' heimlich das Zimmer gekündigt, bin sieben Tage noch arbeiten gegangen, hab' auch immer noch das Zimmergeld bezahlt. Nach den sieben Tagen habe ich dann auch mit meinem Mann Schluß gemacht, weil wir hatten so 'nen heftigen Streit und hmm da war ich richtig erleichtert, ich hab' mich wieder so wie ein richtiges Mädchen gefühlt. (Z. 313-318)*

Nach der Rückkehr zum inzwischen drogenabhängigen Freund kommt sie auf den Straßenstrich.

*Also eh, ich nehme selber keine Drogen. Ich war hier am Anfang, wo ich hier stand mit dem (unverständlich) zusammen und der hat Drogen genommen. Da ging die erste Zeit dafür das Geld weg. Also, ich sag mal so im Schnitt so vierhundert Mark pro Tag. Also, jeden Abend vierhundert Mark, so. Jetzt seit ich alleine und das alles mach', hab' ich das ganze Geld für mich. (Z. 72-77)*

Aus dieser Mannesbeziehung löst sie sich vollständig und lebt allein. Andererseits zeugen ihre depressiven Phasen von ihrer Scham und Selbstverletzung. Nichts bleibt ohne Spuren. So erlebt sie Phasen, in denen sie vor sich selbst erschrickt und weinend zusammenbricht. Zur Bewältigung hat sie sich auch hier einen Rahmen aufgebaut, mit dem sie sich zu schützen bemüht ist. Als sexuellen Akt vollzieht sie ausschließlich den "französischen Verkehr":

*Also ich mach' nur französisch Verkehr mit Gummi und Brust anfassen halt, aber gibt sehr viele Freier die fragen, ob die französisch ohne Gummi kriegen oder Verkehr ohne Gummi ... Analverkehr, Sado-Maso, sowas mach' ich gar nicht. Also, bei mir ist halt alles nur mit Gummi und halt nur zwei Sachen ... so die ich für mich nicht pervers finde. (Z. 172-176)*

Dadurch kann sie ihre Ekel- und Schamgrenze bewahren. Es gibt kein Eindringen, es gibt keine Küsse und nur einen begrenzten direkten Hautkontakt. Bis auf die Ebene der Sprache besteht sie daher auf der Form:

*Und bei Kunden, die schon irgendwie so 'ne Art und Weise an sich haben, wat kostet blasen und ficken oder so, mag ich auch nicht. Sag' ich auch, die sollen weiterfahren. Sind dann so Sachen ... ich denk', ich sprech' vernünftig mit denen französisch Verkehr und dann müssen die das auch mit mir machen, sind so Sachen. (Z. 236-240)*

Obwohl ihr die Gesichter sympathisch sein müssen, wehrt sie jede emotionale Beteiligung ab; sie vermeidet es auch, von Freiern zu sprechen:

*Also, ich denk' mir mal, ist 'n Kunde, der bezahlt mich, so ist das ok.. Weil ich hab' ein ganz komisches Denken. Ich sag' nicht Freier ... so, weil alle Freier sagen. Ich finde' Kunde, den Namen, schöner, weil, wenn man irgendwohin einkaufen geht, ist das auch ein Kunde und kein Freier. Also, wenn ich mich bei einem Kunden vergucken sollte oder so ... dat muß ich abgrenzen. Dann mache ich da irgendwie 'ne Mauer und sag' ne, bis hierhin und nicht weiter. (Z. 212-217)*

So hält sie mit rationalen Strategien, Taktiken, Verstellungen und Verkleidungen die Grenze ihres Selbst geschützt. Niemand darf ihr zu nahe kom-

men, sie behält ihre Auswahl und Unabhängigkeit und damit (noch) einen Rest kompetenter Größe und Souveränität.

### **Zusammengefaßt:**

Eine Herkunft zwischen Mittel- und Unterschicht mit abgeschlossener Berufsausbildung, intakte Elternbeziehungen, der Einstieg in die Prostitution als Chance zum erleichterten Gelderwerb, zunehmend der Wunsch nach Luxuskonsum, der sich festigt:

All das bindet Hw an das Milieu und den vereinfachten Gelderwerb. Selbständige Entscheidungen, kompetente Handlungen und rationalisierende Schutzmechanismen bilden den Rahmen der Handlungsfähigkeit ihres Ich und zugleich ihres Selbst. Mögliche Labilisierungen versucht sie zu vermeiden oder bewältigt sie in phasenweiser Distanz und Depression.

### **2.2 Iw, 27 Jahre**

Die junge Frau, Iw, ist 1972 als Einzelkind in einer Handwerkerfamilie im Bergischen Land geboren, Vater und Mutter waren beide berufstätig. Iw ist von der Großmutter betreut worden, zu ihr hatte sie eine enge Beziehung. Als sie starb, war Iw 17 Jahre alt. Sie datiert mit diesem Verlust den Beginn ihres Drogengebrauchs, der über Haschisch, eine "strenge Kokainphase" zu Heroin verlief. Seit dem 20. Lebensjahr (1991/92) ist sie phasenweise heroïnabhängig. Zwischen 1996 und 1998 war sie im Rahmen eines Entzugs und einer Bewährungsstrafe "clean". Zur Zeit ist sie seit 18 Monaten wieder rückfällig. Ihre persönliche Situation ist gegenwärtig sehr krisenhaft, sie beginnt während des Interviews mehrmals zu weinen. Den letzten Entzug hat sie vor vier Wochen (im Februar 1999) durchgeführt. Er war offenbar ohne Wirkung.

Wenn wir ihre Ich-Fähigkeit an ihrer sprachlichen Ausdrucksfähigkeit, ihren schulischen Leistungen (Leistungskurse in der Oberstufe in Mathematik und Biologie zwischen sehr gut und gut, gescheitert an den Sprachen Englisch und Latein) und ihrer Reflektiertheit sich selbst und ihrer Biographie gegenüber zum Maßstab nehmen, dann bieten sich deutliche Ansatzpunkte für Beratung und Hilfestellung. Allerdings sind diese Voraussetzun-

gen gegenwärtig bereits sehr gefährdet. Das Gleiche gilt für ihr Selbstwertgefühl und ihre Selbstachtung.

Der Einstieg des Interviews enthält bereits das Drama der Biographie. Sie definiert sich über das, was sie nicht ist,

*Keine Kinder, nicht verheiratet, nicht geschieden ... ich habe drei Katzen, wohne allein, habe noch 'ne Zwei-Zimmer-Wohnung. (Z. 12-14)*

Das "noch" zeigt an, daß sie gerade in der Gefahr ist, diese Wohnung wegen fehlender Mietzahlung zu verlieren. Kern der Aussage ist, daß sie mit drei Katzen allein lebt. Ihr Lebensraum ist die Bahnhofsszene. Sie ist zu klug, um einem Illusionismus zu verfallen, daher ist sie vom Gefühl der Isolation, der Kälte und der Einsamkeit beherrscht. Als Kind, das im Bergischen Land aufgewachsen sei, komme sie mit der Großstadt

*nicht zurecht, ich finde das sehr kalt und ignorant und alles so ablehnend (Z. 33f)*

Sie komme aus einem rigiden Elternhaus, eher streng kontrollierend als freizügig. Den Drogen stand sie als Jugendliche sehr reserviert gegenüber. Ein Freund habe sie lange zu Haschisch (mit 17 Jahren) überreden müssen. Dann wurde bald der heftigere Kick, Kokain, gesucht. Als sie die Mutter beim Spritzen von Kokain überraschte, begann eine Auseinandersetzung der Eltern untereinander und mit ihr, die zu ihrem Auszug führte. Die Mutter wollte ihr helfen. Aber ihr ist heute wie damals klar:

*Ja, sie wollte mir helfen, ja, sie kann mir nicht helfen, wenn ich mir nicht helfen kann, kann keiner mir helfen. (Z. 140f)*

Der Vater war damals unversöhnlich, fühlt sich heute aber mitschuldig an ihrer Lage.

Sie empfindet sich immer wieder zurückgesetzt, benachteiligt und ausgegrenzt. Das durchzieht die Darstellung ihrer biographischen Stationen. Schuldig sind die Anderen, zuerst die Eltern, die sie an die Großmutter delegiert haben, die Großstadt, das System, die Gesellschaft:

*I1: Welche Realität ist es, vor der du weggehst [im Drogenrausch]*

*Iw: Unsere Gesellschaft (Z. 127-130)*

Wenn es ihr gut geht, braucht sie keine Drogen, feiern kann sie ohne Drogen, aber wenn sie sich verfolgt fühlt, zurückgesetzt und allein, dann macht sie im Drogengebrauch die Rollos zu. Wie in einem Motto faßt sie ihre Gründe für ihren Drogengebrauch zusammen. Gründe und eine Sicht der Welt, die zugleich ihre besondere Perspektive manifestieren:

*Immer wieder, daß ich in diesem gesellschaftlichen Rahmen meinen Platz nicht mehr finde und immer irgendwie das Gefühl habe, die verdrängen mich von dem Platz, wo ich jetzt gerade bin. (S. 7)*

Es ist kaum zu unterscheiden, ob diese Sicht der Welt, seit ihrer Kindheit besteht oder erst Produkt des intensiven Drogengebrauchs ist. Zumindest schildert Iw, daß sie in der "strengen Kokainphase" von paranoiden Halluzinationen verfolgt wurde.

*... ,daß wir halt ziemlich rappelich wurden und Puls, und hektisch, paranoid und man sieht überall Polizei und ich hab' schwarze Mäuse gesehen und es ging bis zu ganz harten Halluzinationen, so richtig, und man glaubt auch wirklich an das, was man sieht, es sind schon wirklich so Aussetzer, man kriegt das mit der Realität nicht mehr richtig in Griff. (Z. 163-167)*

Sie ist eine Person, die über teilweise sehr ausgeprägte Kompetenzen verfügt. Dafür spricht zuletzt ihre erfolgreiche Umschulung zur EDV-Kauffrau. Sie ist zugleich jemand, der über die Fähigkeit kritischer Selbst- und Fremdwahrnehmung verfügt und sich und die eigenen Empfindungen genau beschreiben kann. Sie weiß über sich Bescheid und kann ihre Aggressivität, ihren Haß auch auf die Gesellschaft bereits als getarnte Trauer erkennen. Ihre Ich-Fähigkeiten sind also noch intakt, aber alles ist deutlich auf dem Rückzug. Gegenwärtig ist sie (noch) therapiewillig, nicht nur wie ihr Freund, der sich dadurch der Haft entziehen will:

*Mir geht es darum, hauptsächlich später drogenfreies Leben zu führen, obwohl ich denk' mir immer, ich bin ziemlich intelligent und (.) hör mir das dann an, was sie so zu sagen haben, das Konzept, wie sie sich das vorstellen, wenn mir irgendwas nicht in den Kram paßt, ab einem gewissen Punkt, mach' ich dicht und erzähl' nur noch das, was sie hören wollen. (Seite 6)*

Wie stark aber bereits die Zerrüttung ihres Selbst fortgeschritten ist, wird am Thema Prostitution deutlich, der sie zum Zeitpunkt des Interviews wegen Geldmangels seit 6 Wochen nachgeht. Nicht nachvollziehbar ist, wie sie als zwölf Jahre altes Mädchen auf dem Land bei relativ deutlichen elterlichen Kontrollen und geringen Freiräumen zu einer vier Jahre dauernden Freundesbeziehung kommen konnte, die sexuell sehr gewaltförmig war:

*Da war ich zwischen zwölf und sechzehn und der hat mich nur geschlagen, und nach dem Motto, mach' die Beine breit oder hast du schon, eine in die Fresse, so, wenn man das mitgemacht hat ... Ich hab eh' nie Spaß gehabt, also kann ich dafür auch Geld nehmen. (S. 8)*

Die Prostitution fällt ihr dennoch sehr schwer. Sie kann es sich nur vorstellen, daß sie es auf eigene Rechnung macht:

*Also ich hab' kein Stenz oder Luden hinter mir, mach das nur also in meine Tasche, ja, sonst könnte ich das gar nicht, wenn ich das für andere machen müßte, dann würd' ich, glaub' ich, durchdrehen, wenn ich das machen müßte, ehm, ist schon schlimm genug. (S. 8)*

Gleichzeitig weiß sie, daß sie auf der untersten Stufen des Gefälles tätig ist:

*Es gibt so viele dreckige Mädchen hier auf'm Kiez, auf dem Strich, die die Preise so kaputt machen, die für 30 Mark ohne Gummi ficken, auf deutsch gesagt, so wirklich kraß gesagt, ne, und dann steh' da mal , ok. Ich sehe zwar 'n bißchen sauberer aus als die meisten jetzt, ja, kann aber dennoch keine 50 Mark verlangen. (S. 8)*

Prostitution aus Luxusinteresse ist für sie undenkbar. Das unterscheidet sie grundlegend vom Fall der 21-jährigen Hw:

*Also ich würde nicht für ein höheren Niveau im Lebensstandard, würde ich das nicht machen, nee, auch nicht für irgendwelche Bequemlichkeiten, nee, soweit würde ich nicht gehen; ich würde sonstige Nebenjobs suchen. (S. 14)*

### **Zusammengefaßt:**

Im Blick auf die Gefährdung ihres Selbst kann davon ausgegangen werden, daß der Zwang zur Prostitution eine neue Eskalationsstufe ihres psychi-

schen und sozialen Niedergangs darstellt. Diese tiefste Selbstkränkung, der Verlust der Selbstachtung, auch wenn sie “noch sauberer” aussieht, all das setzt ihren Lebenswillen außer Kraft. Dies manifestiert sich in ihrer Gleichgültigkeit und ihrem Fatalismus gegenüber der Bedrohung, der sie sich in der Prostitution mit offenem Auge schutzlos aussetzt.

### 2.3 Jw (30 Jahre)

Das Fallbeispiel Jw ist trotz der Übereinstimmung in Obdachlosigkeit, Drogengebrauch und Prostitution nochmals ganz anders als die bisherigen Fälle gelagert. Es ist auch hier bezeichnend, über welche Angaben sich die Person Jw bekannt macht:

*Mutter von drei Kindern ..., bin seit 5 Jahren in dem Beruf.*

Gemeint ist die Prostitution. Wir erfahren nichts über Ausbildung oder Schule, sie definiert sich nur über ihren Status als Mutter von drei Kindern und als Prostituierte. Zudem ist sie seit 3 Jahren obdachlos, sie “hatte” ein Jahr “unterstütztes Wohnen”, vermittelt über das Café N., wegen Drogengebrauchs ist sie wieder ausgeschlossen und seit Januar 1999 “wieder auf’er Straße”. Ihren Zustand hat ihr Mann verursacht:

*Mein Mann war Spieler, Pokerspieler, und war wohl irgendwann mal inner Runde mit Zuhältern und hat’n gutes Blatt gehabt und hat gedacht, er gewinnt darauf, ja, und dann hat er gelitten, oder ich, oder einer von beiden und dann war der auch noch schlau, der Mann, hat, hat, gesacht aus Trotz, wie kann man seine eigene Frau verspielen und, und, und hat mich aufgebaut, ich würd’ einfach ’n paar Tage weggeh’n, mit mir mitgehen, mach’s dir drei, vier schöne Tage, nur damit er ma’ lernt, dat er et nich’ nochma’ tut, und dann bin ich bei dem geblieben. (Z. 25-31)*

Der in der Erzählung sehr gedrängte Sachverhalt stellt sich folgendermaßen dar:

1. Ihr Mann hat sie im Pokerspiel in einer Runde mit Zuhältern als Pfand eingesetzt.

2. Er hat das Spiel verloren (“dann hat er gelitten, oder ich, oder einer von beiden”), was bedeutet, er hat verloren und sie hat es gelitten, sie mußte die Folgen tragen.
3. Der Sieger war “auch noch schlau”, hat sie emotional auf seine Seite gezogen, und sie bewegt, sich von ihrem Mann auch emotional zu lösen.
4. Die “drei, vier schönen Tage” wurden für sie eine neue Beziehung, der gewonnene Pfand schloß sich dem Sieger an.

Diese Geschichte hatte alle Beteiligten zunächst sehr irritiert. Ist das möglich in Deutschland im 20. Jahrhundert? Ist es vielleicht nur eine schöne Geschichte, um sich in Szene zu setzen. Die Skepsis wich während der mehrfachen Interpretation und Prüfung der Sachverhalte. Es stellte sich heraus, daß alle Details in sich stimmig waren, sie war in sich widerspruchsfrei. Am Ende waren alle überzeugt, daß das Erzählte auf Tatsachen beruhte.

Denn, wenn sie seit 5 Jahren in dem “Beruf” ist, hat das Kartenspiel ca. 1993/94 stattgefunden. Zwischen 1987/88 und der Trennung 1993/94 hatte sie drei Kinder geboren, für die jetzt ihre Mutter das Sorgerecht übernommen hat. Der Zuhälter, der sie gewonnen hatte, führte sie, die 1987/88 als 18jährige unberührt in die Ehe gegangen war, allmählich der Prostitution zu (“Bar”, “Club”, “Puff”).

Diesem zunehmenden Zwang zur Prostitution wollte sie sich zunächst durch Weglaufen entziehen. Bewältigt hat sie ihre Situation allein durch Drogengebrauch.

*Wo ich dann nicht mehr wollte, hab' ich dann meine erste Drogensucht [gehabt] (Z. 33f)*

Zwischendurch war sie wegen Mitwisserschaft bei einem schweren Einbruch in Haft. Die Strafe war auf Bewährung ausgesetzt. Sie versuchte, sich weiter dem Zuhälter zu entziehen, er spürte sie auf:

*Oh, eh, der hat mich dann auch gesucht und hat mich dann hinterher gefunden und hat gesagt, paß auf, du gibst mir 30 Mille und dann is' die Sache in Ordnung. Dann hab' ich gespart daraufhin und hab' ihm die 30 000 fast bezahlt. (Z. 76-78)*

Sie schaffte es, 22 000 DM abzubezahlen.

*Ja, dann hat er im Endeffekt mich hier an andern vertickt, für das restliche Geld, ja und der sitzt jetzt. Ja, und wenn ich mich irgendwo fest anmelde, hab' ich ihm gleich wieder am Arsch, der braucht nur rauskommen, in Therapie gehen, oder, oder, oder, ich mein', aus so 'm Teufelskreis kommst nicht raus. (Z. 83-86)*

Das ist ihre gegenwärtige Situation. Ihr zweiter Zuhälter hat offenbar eine schwere Straftat (z. B. schwere Körperverletzung mit Todesfolge) begangen, wobei sie die einzige Zeugin war ("mein Zuhälter sitzt jetzt wegen Mord" (Z.13). Sie verweigert aber die Aussage und entgegnet auf den Hinweis, daß sie ihn doch dadurch los würde:

*Ach ihn! Und die anderen? Und meine Kinder? (Z.101)*

Und an anderer Stelle sagt sie

*Aber ich möchte leben. Dann kann ich auch 'ne Aussage machen und mich umbringen lassen, is' das Gleiche, ja, und die machen das, ich weiß das, der sitzt jetzt, vom Knast aus übt der schon wieder Druck aus. (Z. 113-116)*

Weil die studentische Interviewerin immer noch skeptisch ist und ihr weiter zur Aussage rät, ergänzt sie:

*Et sind ja auch noch die andern hier, das is' ja nich' nur einer, das is' ja, die halten alle zusammen. (Z. 119f)*

Sie wollte daher ihre lieber Strafe absitzen und ihre Bewährung aufheben. Das Gefängnis ist für sie ein sicherer Ort als die Straße. Ihr Antrag auf Aufhebung der Bewährung ist aber abgelehnt worden.

*Mein Bewährungswiderruf is' widerrufen und der Widerruf is' widerrufen worden, ich hab' Donnerstagnachmittag 'ne Blitzentlassung gehabt und wollte wirklich das eine Jahr, wat ich noch hab', durchziehen und von da ab 'n neues Leben, aber von heute auf morgen wieder raus ausse Kiste – wohin? Meine Mutter hat meine drei Kinder, die kann mich nich' auch noch aufnehmen und das geht fünf Tage bei meiner Mutter gut und dann is' Ende. (Z. 44-49)*

Betrachten wir ihren Drogengebrauch, so ist der offenbar von ihrer Situation abhängig. Sie könnte von einem Tag zum andern aufhören. In der Haft hatte sie eine Freundin gewonnen

*‘ne gute Freundschaft war beendet, dadurch, daß ich nicht mehr jeden Tag mit ihr da war, also daß wir nicht mehr jeden Tag zusammen waren und sofort war ich wieder hier anne Drogen, ich glaub‘, ich komm‘ bei ‘nem klaren Kopf nicht klar hier mit dem Arbeiten überhaupt. (Z. 181-185)*

Um sich vor dem Netz der Zuhälter zu schützen, braucht sie selbst immer einen Zuhälter. So arbeitet sie regelmäßig mit einem “Luden” zusammen. Ein neues Leben könnte sie im Ausland oder in einer fremden Stadt unter der Bedingung beginnen, daß sie alle Beziehungen abbricht. Nur kann sie sich zur Zeit nicht ganz von ihren Kindern trennen, auch wenn sie sie nur relativ selten sieht. Anders als Hw weist sie keine Dienste ab:

*Ich sach zu meinen Kunden, bei mir fängt an bei Französisch für fünfzig Mark, unter fünfzig fahr‘ ich überhaupt nicht mit. Verkehr siebzig und beides zum Beispiel Hundert Mark, ‘ne Stunde geht los hundertfünfzig, zweihundert, eh, und dann geht’s halt aufwärts, was die wollen, gibt ja auch eh SM, Natursekt und, und, das wird ja alles extra berechnet und anders dann, es kommt auf’n Freier an. (Z. 242-247)*

Im Gegensatz zu Hw kann sie nur eine schmale Grenze bewahren: Analverkehr und “ohne Gummi” weist sie grundsätzlich ab. “Ich bin nun mal Mutter von drei Kindern”.

Es kann nicht überraschen, daß sie wenig Neigung zu einer Therapie verspürt. Sind es doch Zwangsverhältnisse, denen sie sich unterworfen fühlt, die sich durch eine Therapie nicht ändern lassen:

*Weil Therapie kommt für mich überhaupt nicht in Frage, ich komm‘ eh, ich hab‘ mich damit mal beschäftigt und mit vielen Leuten gesprochen, die mal ‘ne Therapie gemacht haben und, und, und ... und die gehen mir einfach zu sehr auffe Psyche, ehm, mh, zum Beispiel ich find‘ diesen Ausdruck “Wie hat deine Drogenkarriere begonnen”, is‘ Drogen ‘ne Karriere, kann man mit Drogen ‘ne Karriere machen? Also find‘ ich schon mal absolut scheiße. (Z. 329-334)*

Sie hat sich einen Selbstschutz aufgebaut aus Schweigen und Verdrängung, den möchte sie sich nicht gefährden lassen:

*Es gibt Sachen, die woll'n Menschen nich' drüber sprechen und sind froh, das se et verdrängen können und die zwingen dich dazu, so 'was rauszuholen und mh und über meine Kindheit und meine Eltern und, und, und, ... bin ich kein Typ für, der da eigentlich nich' so .. so tief in sich reingehen muß... Also ich bin schon froh, daß ich 'ne Mauer aufgebaut hab' und dat meine Mauer steht. (Z. 334-340)*

Sie hat drei Jahre gebraucht, um mit ihrer Situation fertig zu werden:

*Also ich hab' manchmal nach jedem Freier geweint. (Z. 347)*

### **3. Die Gesetze der Macht und die kalte Einsamkeit der Süchtigen Ein Vergleich der Fälle Hw, Iw und Jw**

Jw repräsentiert einen Rest typischer sozialer (Ruhrgebiets-)Unterschicht. Einfach, gerade, wenn es nach ihr ginge, auch moralisch integer, aber offenbar der Herrschaft von Männern unterworfen, an die sie sich anpassen muß. So war ihr Mann nicht nur im Spiel leichtfertig, sondern auch brutal und gewalttätig. Er, der der Tochter als Kleinkind einen vierfachen Armbruch zugefügt hat, dem Sohn das Nasenbein gebrochen hat, scheidet als Sorgen-der für die Kinder aus. Dafür kommt nur ihre eigene Mutter in Frage. Hier bestätigt sich der in den unteren Sozialschichten noch stärker verankerte weibliche Lebenszusammenhang als verlässliche Stütze. Die Mutter weiß um die Zwangssituation der Tochter, fordert von ihr nur, daß sie nicht unter Drogen zu den Kindern kommt und stützt sie weitgehend ab.

Deutlich ist im Fall Jw auch, daß ihr kaum reflexive Wahrnehmungen zur Verfügung stehen. Sie folgt allem wie Gesetzen:

Der Herrschaft des Mannes, den Regeln des Spiels, der Herrschaft der Zuhälter, den Anweisungen der Gerichte; sie ist in allem Unterworfen. Es ist wie ein Räderwerk, dem sie ausgesetzt ist, erst dem Mann, dann den Zuhältern, zuletzt auch den Richtern und der Polizei, die sie unter Druck setzt, eine Aussage zu machen. Was sie tut, ist einfach, dient nur ihrem Schutz, so

auch die Aussageverweigerung und die Mauer, die sie um ihre Psyche aus Vergessen und Verdrängung gebildet hat.

Im Fall der 21 Jahre alten Hw wäre zu prüfen, inwiefern ihre Abhängigkeit von dem Luxus ihres Lebens weitere Stufen einer tieferen Integration nach sich ziehen wird. Kann sie ihre Distanz und ihren psychischen Schutz aufrecht erhalten, welche Bedingungen werden sie abstoßen oder weiter in die Prostitution hineinziehen?

Ganz anders ist der mittlere Fall der Iw zu beurteilen. Alles das, was im Fall der Jw fehlt, ist hier gegeben: Bildung, Intelligenz, Reflexivität, Reste von Selbstachtung, und alles ist zugleich auch Voraussetzung und Bedingung ihrer Krise. Helfen kann ihr keine Mutter, nur sie sich selbst – noch weiß sie es. Aber die soziale Abstiegs spirale befindet sich gerade in einer neuen Eskalationsstufe, noch tiefer, noch verletzender, noch zerstörender könnte alles werden.

## H. R. Felix Felix

### Citykirchen - Kirchen ohne Berührungängste

In Citykirchen wird ein neues Denken eingeübt: Anstatt von den Grenzen her wird von den Möglichkeiten her gedacht und geplant, anstelle möglicher Bedenken, steht die Kreativität und Ausdrucksfreude verschiedenster Menschen im Mittelpunkt. Citykirchen sind Volkskirchen und damit Kirchen für die gesamte Bevölkerung einer Stadt, aber auch für Passantinnen und Passanten. Es sind nicht Kirchen *für* andere (D. Bonhoeffer<sup>1</sup>), sondern Kirchen, die gemeinsam *mit* anderen betrieben und bespielt werden (T. Sundermeier<sup>2</sup>), mit Christinnen und Christen, aber auch mit Menschen anderen und keines Glaubens.

#### Die Offene Kirche Elisabethen Basel

Ende April 1994 entstand mit der Offenen Kirche Elisabethen Basel die erste Citykirche der Schweiz. Sie nutzt die neugotische Elisabethenkirche im Basler Zentrum, gleich neben dem Bankenplatz, dem Theater und der Kunsthalle, die 1860 als Gemeindekirche erbaut worden war. Da die evangelisch-reformierte Elisabethengemeinde flächenmässig immer mehr an die Peripherie der Stadt rückte, wurden dort im neuen Wohngebiet ein Gemeindehaus und 1972 eine neue Kirche erbaut und damit der regelmässige Gottesdienst in der Elisabethenkirche eingestellt. Nach einer dringenden notwendigen Aussenrenovation konnte der Verein "Offene Kirche Elisabethen" 1994 die Elisabethenkirche zur Nutzung übernehmen.

Das Hauptangebot der Offenen Kirche Elisabethen ist die unter der Woche geöffnete Kirche. Der Gast kann sich setzen um still zu werden oder um zu beten oder auch um eine Zeitung zu lesen. Er kann eine Kerze anzünden,

---

<sup>1</sup> D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, 1955, 262.

<sup>2</sup> T. Sundermeier, Konvivenz als Grundstruktur der ökumenischen Existenz heute, in: Ökumenische Existenz heute, Bd 1, München 1986, 65ff.

ein Gebet aufschreiben oder sich über das Angebot informieren. Er kann mit der Präsenzdienst-Mitarbeiterin ein Gespräch führen oder in der Café-Bar einen Espresso trinken und einen Lunch zu sich nehmen.

Es gibt verschiedene Angebote im spirituell-religiösen Bereich: Meditationen in Gruppen (z.B. am Dienstag oder Freitag über Mittag), Feiern und Gottesdienste mit neuen Ritualen, aber auch Vorträge.

Es finden Angebote im kulturell-künstlerischen Bereich statt: Eine Vielzahl von Konzerten (z.B. am Mittwoch das Konzert über Mittag, thematische Ausstellungen und Kunstausstellungen, manchmal auch Performances und ab und zu eine Disco.

Im sozial-gesellschaftlichen Bereich gibt es Aktionstage zu verschiedenen sozialen oder politischen Themen, Podiumsdiskussionen, das Handauflegen durch HeilerInnen am Donnerstag-Nachmittag, sowie das Gesprächsangebot durch den Präsenzdienst und die Seelsorge.

Der Auftrag der Offenen Kirche Elisabethen besteht darin, als eine Art Versuchslabor neue Wege kirchlicher Arbeit in der Innenstadt zu entwickeln, Inhalte der jüdisch-christlichen Tradition neu zu kommunizieren und Menschen positive und freudvolle Erfahrungen im kirchlichen Kontext erleben zu lassen. Wegleitend dafür ist folgende Vision:

*In der Begegnung mit der jüdisch-christlichen Tradition wollen wir uns für andere spirituelle Wege und gesellschaftspolitische Fragestellungen öffnen. Wir wollen im Kirchenraum das konkrete Leben wahrnehmen und darstellen. Das heißt: Die Freude des Lebens feiern, die Sehnsucht nach Sinn und Orientierung stillen und die Not hörbar werden lassen und abwenden.*

Pro Jahr besuchen heute mehr als 100.000 Menschen die Elisabethenkirche, es werden ca. 1.500 Gespräche mit den Heilerinnen und Heilern geführt, ca. 2.200 Musikliebhaberinnen und -liebhaber besuchen das klassische Konzert am Mittwoch über Mittag und ca. 5.000 Menschen nehmen an den Gottesdiensten und Feiern teil. Es finden ca. 500 Veranstaltungen pro Jahr statt, rund 300 im spirituellen Bereich, 100 im kulturellen und 100 im sozialen Bereich.

Eine unabhängige Umfrage hat ergeben, dass 90 Prozent der Bevölkerung von Basel und der Region die Offene Kirche Elisabethen kennen und spontan verschiedene Angebote benennen können. Etwa 1/3 von ihnen haben bereits solche Angebote genutzt. 70 Prozent der Befragten begrüßen diese Arbeit, etwa 8 Prozent lehnen sie ab.

Für ihre Tätigkeit benötigt der Verein "Offene Kirche Elisabethen" jedes Jahr gut eine halbe Million Franken. 43% davon wird von den 3 Landeskirchen Basel-Stadt und Basel-Land bezahlt, 35% sind Eigenleistungen (Vermietung der Kirche, Postkartenverkauf, Kerzen, Führungen...), 22 % sind Spenden und Stiftungsbeiträge.

## **Der Anfang**

Angefangen hat diese Arbeit mit einer doppelten Fragestellung: Als 18-jähriger Mann beschäftigte ich mich mit den Evangelien und stellte dabei fest, dass Jesus mit allen Gruppen seiner Gesellschaft in Kontakt stand. Er verkehrte mit den Frommen und Schriftgelehrte, aber auch mit den politischen Sadduzäern, mit den Tagelöhnern und den Fischern, mit den Profiteuren - den Zöllnern - und mit den Müttern und Kindern. In mir entstand die Frage, wieso wir uns als Kirchen nicht intensiver bemühen, die ganze Bandbreite unserer urbanen Gesellschaft anzusprechen, sondern uns vielmehr auf die mittlere, bürgerliche Schicht beschränken. Wieso begleitet immer noch die inzwischen etwas antiquierte wirkende Orgel unsere Gottesdienste und wieso ist meist nur klassische Musik - und heute ab und zu mal etwas Gospel - in unseren Kirchen zu hören? Sind wir in der Vergangenheit stehen geblieben?

Meine zweite Frage betraf unsere emotionale Einseitigkeit. In den Evangelien ist zwar viel über die Aussagen und Predigten Jesu und über sein Beten zu lesen, daneben aber auch einiges über seine Lebensfreude, über die Mähler, die er mit den verschiedensten Menschen eingenommen hat und darüber, dass er bei den Frommen als Fresser und Weinsäufer verschrien war. Mir schien, Jesus sah diese Erde nicht als dunkles Jammertal. Im Gegenteil, er hatte eine sprühende Lebensfreude und Lebensbejahung an den Tag gelegt. Wo und wie feiern wir dieses Leben in unseren Räumen? Wieso hat das

Feierliche und Andächtige und das manchmal etwas Traurige und Morali-  
sche die Überhand? Wo bleibt die Freude, das Fest, der Tanz, die Schönheit  
und Sinnlichkeit, wo bleibt der Eros in unserer Religion?

1988 wurde eine Vision in mir geboren. Ich sah eine geöffnete Kirche vor  
mir, deren Leben pulsiert, eine Kirche, die nicht nur von Christinnen und  
Christen besucht wird, sondern von Menschen der Stadt: *"In ihr werden sich  
freie Geister und "Normale" finden, Künstler und Suchende, New-Ager und  
Drogenerfahrene, Singles und Alleinerzieher, Stadtgeschädigte und Weltverän-  
derer, kurzum die durchschnittlichen Stadtbewohner. Sie will ich einladen mit-  
zufeiern und mitzuarbeiten, möchte zusammen mit ihnen auf die Gottes- und  
Lebenssuche gehen und nach einem heutigen, weltbezogenen Christsein in der  
Stadt fragen, im Vertrauen darauf, dass das Reich Gottes schon mitten unter uns  
gegenwärtig ist."*<sup>3</sup> Diese Kirche sollte ein Haus Gottes und ein Haus der  
Menschen in einem sein, eine Kirche ohne Berührungängste. Vor meinem  
inneren Auge sah ich ihre vielfältige Lebendigkeit und beschrieb, was ich  
sah, in einem fiktiven Tagebuch.

## Die Unterstützung

Mit einer kleinen Gruppe von Menschen fingen wir an, in verschiedenen  
Basler Kirchen mit neuen Formen und Inhalten zu experimentieren. Wir  
wagten in Zusammenarbeit mit Galerien die ersten Kunstausstellungen,  
organisierten Tanzperformances und Ballettaufführungen, gestalteten Heilig  
Abend zusammen mit Rock- oder Jazzbands, luden Schriftstellerinnen und  
Schriftsteller zur Predigt ein, hielten experimentelle Gottesdienste ab und  
organisierten den Kreuzweg durch Basel.

Diese Projektphase von 1988 bis 1994 war notwendig, um in Basel für diese  
neue Möglichkeit von Kirche Vertrauen zu schaffen und die Unterstützung  
verschiedenster Kreise zu gewinnen. 1990 konnte mir den Vorbereitungen  
für den Bezug der Elisabethenkirche begonnen werden, ein Jahr darauf  
wurde der Verein "Offene Kirche Elisabethen" gegründet.

---

<sup>3</sup> aus dem Visionspapier "Projekt Offene Kirche", 1988.

Im Vereinsvorstand, der für die Arbeit verantwortlich ist, haben zwei Delegierte der reformierten Kirche und eine Delegierte der katholischen Kirche Einsitz, neben weiteren Personen aus dem kirchlichen, politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Umfeld, die teils noch Kirchenmitglieder, teils aber auch ausgetreten sind. Der Vorstand ist neben dem Programm auch für die Finanzierung und für die Vernetzung mit den verschiedensten Gruppen und Bereichen der Stadt zuständig.

Als sehr hilfreich für den Start der Offenen Kirche hat sich das Patronats-/Matronatskomitee erwiesen, das von 14 bekannten Persönlichkeiten Basels gebildet wird und sowohl das politische Spektrum, als auch die Bereiche Kultur, Soziales, Kirche und Wirtschaft abdeckt.

Diese breite Abstützung war möglich geworden, weil wir von allem Anfang an deutlich machten, dass wir den Kirchenraum nicht länger nur für kirchliche Anliegen nutzen, sondern ihn auch für andere Interessen der Bevölkerung zur Verfügung stellen wollen. Mit dieser Öffnung konnte auch ermöglicht werden, dass neben einer Vielfalt von spirituellen Angeboten auch kulturelle Ereignisse und soziale Arbeit stattfinden kann.

### **Die kleine Ökumene**

Es war mir von Anfang an ein grosses Anliegen, dass eine solche Citykirche ökumenisch, d.h. interkonfessionell sein muss. Diese Arbeit im postmodernen, urbanen Kontext sollte von allen Kirchen der Stadt mitgetragen werden, die sich als Volkskirchen verstehen. Den nicht mehr kirchlich vorgeprägten Zeitgenossen interessiert es kaum noch, ob eine solche Innenstadt-Arbeit aus der katholischen oder aus der evangelischen Tradition schöpft. Wichtig ist ihm einzig, dass ihm neben vielem Anderen auch neue Erfahrungen im Bereich der christlichen Tradition angeboten werden.

Ich bin sehr glücklich darüber, dass es in Basel möglich war, dieses ökumenische Zusammengehen zu realisieren. Das Projekt wurde von mir als evangelischem Pfarrer angeregt und in einer Kirche angesiedelt, die der evangelisch-reformierten Kirche gehört. Gleich von Anfang an war aber die katholische Kirche bereit, einen Delegierten für den Vereinsvorstand zur Verfü-

gung zu stellen und sprach dann auch eine erste finanzielle Unterstützung zu.

1995 stimmte die katholische Synode Basel-Stadt einstimmig zu, an der Offenen Kirche Elisabethen eine 30%-Projektstelle für drei Jahre zu sprechen, dies, obwohl auch in ihren Reihen an vielen Orten gespart werden musste. Auf Anfang 1999 konnte diese Stelle dann mit der Unterstützung der katholischen Kirche Basel-Land und des Vereins auf 50% aufgestockt und fest eingerichtet werden. Neben der Unterstützung durch die zwei grossen Basler Landeskirchen war es auch möglich Beiträge von der vergleichsweise kleine alt-katholische Kirche zu erhalten. Damit wird unsere Arbeit von allen drei Basler Landeskirchen mitgetragen.

## **Die grosse Ökumene**

Neben diesen guten Beziehungen zu den Kirchen haben wir uns bemüht, auch gute Beziehungen zur Israelitischen Gemeinde, zu den Moscheen, zum Tempel der tamilischen Hindus und zu buddhistischen Gruppen aufzubauen. Neben regelmässigen gemeinsamen Treffen und einem jährlich stattfindenden interreligiösen Friedensgebet, fanden in unserer Kirche immer wieder Informationsveranstaltungen mit Vertreterinnen und Vertretern verschiedener Religionsgemeinschaften statt. Ein monatliches Meditationsangebot wird von Menschen mit buddhistischen und christlichem Hintergrund gemeinsam getragen. Während dem letzten Ramadan zeigte eine muslimische Gruppe in der Kirche eine Ausstellung über den Islam und bestritt einen eindrücklichen Informationsabend zur Spiritualität des Ramadan. In der Offenen Kirche St.Leonhard in St.Gallen war es sogar möglich geworden, die dortige israelitische Gemeinde für den Betriebsverein zu gewinnen.

Einschränkend muss vielleicht erwähnt werden, dass wir unsere Kirche Gruppierungen nicht zur Verfügung stellen, die den Menschen das exklusive Heil versprechen und Mitglieder für ihre Organisation rekrutieren wollen. Dies gilt sowohl für christliche als auch für andersreligiöse Gruppen.

## **Das Biotop Kirche**

Ich verstehe unsere Arbeit als ein Art Biotop: Wir haben 1994 einen Raum eröffnet, bildlich gesprochen also im Garten eine Vertiefung ausgebaggert, Plastikbahnen ausgelegt, ein paar Frösche ausgesetzt und etwas Schilf gepflanzt. Die ganze Vielfalt und Lebendigkeit ist dann organisch dazugewachsen oder nochmals im Bild: Der Wind hat uns Samen verschiedener Pflanzen zugetragen, Libellen flogen heran und im Wasser siedelten sich Schnecken und Krebse an. Natürlich geschah dies nicht ganz von selbst, wir haben diese Vielfalt bewusst aufgenommen und gefördert. Viele neue Ideen und Angebote sind aber nicht von uns geplant und entwickelt worden, sondern wurden uns von aussen zugetragen.

## **Der Heilungsbereich als Beispiel**

An Hand eines Beispiels möchte ich aufzeigen, wie innerhalb der Offenen Kirche ein neuer Bereich entstanden ist. Anfang 1995 kam nach einem Konzert eine Bekannte auf mich zu, von der ich wusste, dass sie auch als spirituelle Heilerin tätig ist: Ihr sei während des Konzerts ein Idee gekommen. Ob wir nicht ab und zu in dieser schönen Kirche beim Einnachten eine schlichte Feier mit ruhiger Musik und Handauflegen anbieten wollten, sie würde sich gerne dafür zur Verfügung stellen.

Ich war von dieser Idee sehr angetan und ergänzte sie dahin, dass mindestens drei HeilerInnen bei einer solchen Feier mitwirken müssten, um eine falsche Zentrierung auf eine einzelne Person zu vermeiden.

Gleichentags bekam ich die begeisterte Zusage einer anderen Heilerin, die ich kannte. Am nächsten Morgen rief eine mir bis dahin unbekanntem Frau an: Sie würde als Heilerin arbeiten, ob es für sie in der Offenen Kirche etwas zu tun gäbe. Sie regte dann an, das Angebot des Handauflegens nicht alleine in der liturgischen Feier anzubieten, sondern jede Woche einmal.

Heute arbeiten 12 Heiler und Heilerinnen ehrenamtlich bei uns mit, jeden Donnerstag-Nachmittag nehmen 30-40 Personen ihre Dienste in Anspruch und alle drei Monate feiern wir am Sonntagabend eine Heilungsfeier mit jeweils 100-250 Gästen.

Ich habe den Eindruck, die Zeit sei einfach reif gewesen, dass diese Heilungs-Arbeit bei uns entstehen sollte. Sie war von mir nicht geplant und vorbereitet worden. Oder nochmals im Bild der Natur: Es flogen unserem Biotop neue, lebensfähige Samen zu und sprosseten auf, ohne dass wir dazu viel beigetragen hätten. Dass dies geschehen konnte, hängt sicherlich nicht alleine mit den fehlenden Berührungspunkten zusammen, sondern auch mit der Bereitschaft, Macht zu teilen und das Heft auch mal aus der Hand zu geben, Vertrauen einzuüben in die Gaben, Charismen und Anliegen unserer Mitmenschen. So arbeiten wir heute mit beinahe 100 freiwillig tätigen Menschen zusammen, die im einen oder anderen Bereich Verantwortung übernehmen.

### **Die Verschiedenartigkeit der Angebote**

Viele Menschen haben heute ein Bedürfnis nach Erfahrungen und direktem Erleben. Deshalb dürfen auch in einer Citykirche die erlebnisbezogenen Angebote nicht fehlen, die Angebote, in denen man schmecken und kosten, sehen und spüren, wahrnehmen und erfahren kann; Angebote, die lustvoll sind, die Spass und Freude machen. Nur so gelingt es - zusammen mit vielen anderen kreativen Menschen - nicht nur das Bildungsbürgertum anzusprechen, sondern eine viel grössere Bandbreite unserer Bevölkerung. Disco, Zirkus und Jazz in unserer Kirche sind dabei genauso wichtig, wie Gottesdienste und Meditationen. Für den einen oder anderen unserer Gäste sind sie vielleicht wichtiger als das, was wir als zentrales Angebot sehen. Vielleicht kommunizieren sie manchmal auch verständlicher das Ja Gottes zum Leben, als dies ein Gottesdienst tun könnte. Zum Andern können einzelne Gäste über diese offeneren Veranstaltungen auch Zugang zu anderen Angeboten bekommen.

In einer Fülle von Angeboten wird mit der Zeit die Frage nach der Abgrenzung wichtig. Hier ist die Kunst des Loslassens wichtig. So versuchen wir jedes Jahr zwei bestehende Angebote aus unserer Palette zu streichen, um damit Raum und Zeit zu schaffen, dass wieder neue, aktuellere Angebote entstehen und wachsen können.

## Kirchen ohne Berührungängste

Ich denke, dass einige Ideen und Angebote der Offenen Kirche Elisabethen auch in anderen Kirchen realisiert werden können, anderes wird so nicht machbar sein. Mir ist aber gerade aus unserer Krise in der Basler Kirche heraus die Erkenntnis wichtig geworden, dass für unsere Kirchen die Zeit der Abschottung vorbei ist. Wir können es uns nicht länger leisten, alles in unseren Kirchen und Gemeinden selber zu tun und womöglich alle Verpflichtungen auch noch alleine in die Hand der einseitig geschulten Theologinnen und Theologen zu legen. Es ist Zeit, das paulinische Charismen-Verständnis auch für die Volkskirchen wieder zu aktualisieren: *So hat Gott in der Kirche die einen als Apostel eingesetzt, die andern als Propheten, die dritten als Lehrer; ferner verlieh er die Kraft, Wunder zu tun, sodann die Gaben, Krankheiten zu heilen, zu helfen, zu leiten, endlich die verschiedenen Arten von Zungenrede (1.Korinther 12.28).*

Jeder Theologe, jede Theologin wäre überfordert, wenn sie diese Tätigkeiten alle selber ausführen müsste. Wir brauchen den Mut, nicht nur den Menschen aus unseren Kerngemeinden, sondern auch denen aus unseren Quartieren und Städten wieder Zugang zu unseren Räumen zu geben und sie einzuladen, das Haus Gottes und der Menschen mit ihren Gaben mitzuprägen. Ich denke, dass wir in dieser Form der Zusammenarbeit der weisen Unterstützung und Leitung des Heiligen Geistes vertrauen können. Die Ruach Gottes weht wo sie will! Und vielleicht hilft sie uns ja auch, unsere Berührungängste abzubauen und freudig die bunte Vielfalt zu fördern, die uns vom Wind zugetragen wird.

Weitere Informationen zur Offenen Kirche Elisabethen finden Sie im Internet unter: <http://www.offenekirche.ch>.

Der mit verschiedenen Texten und Fotos gestaltete Jahresbericht der Offenen Kirche Elisabethen kann bezogen werden bei: Offene Kirche Elisabethen, Elisabethenstrasse 10, CH-4051 Basel.

## Regelmässige Angebote der Offenen Kirche Elisabethen:

<b>Kirchenöffnung:</b>	Di-Fr 10-21h, Sa 10-18h (Im Juli Sommerpause)
<b>Café-Bar Elisabethen:</b>	Di-Sa 10-18h
<b>Gesprächsangebot:</b>	Di-Fr 10-21h, Sa 10-18h
<b>Seelsorge:</b>	Mi 17-19h
<b>Handauflegen:</b>	Do 14-18h
<b>Stellenlose treffen sich:</b>	Do 14-18h (Refektorium, Elisabethenstr. 10)
<b>Mittwoch-Mittag-Konzerte:</b>	Mi 12.15-12.45h (ausser Ferien)
<b>Jazz in der Kirche:</b>	letzter So im Monat 17h
<b>Elisabethen-Chor:</b>	Mo 19.30-21.30h
<b>Still-Ecke für Mütter</b>	
<b>Zeichentisch für Kinder</b>	
<b>Gebetswand / Kerzen</b>	
<b>Turmbesteigung:</b>	Di-Sa 11-17h
<b>Ausstellungen</b>	
<b>Disco</b>	
<b>Nachöffnung der Kirche:</b>	Angezeigt durch das Turmlicht
<b>Meditationen:</b>	
<b>Zazen-Stilles Gebet:</b>	Di 12.15-12.45h + Fr 6.45-7.15h
<b>Vipassana Meditation:</b>	Fr 12.15-12.45h
<b>Impuls + Meditation:</b>	2. Di im Monat 19.30h
<b>Tag der Achtsamkeit:</b>	3. Sa im Monat 10.15-17h
<b>Gottesdienste:</b>	
<b>Lesbische und Schwule</b>	3. So im Monat 18h
<b>Basiskirche:</b>	
<b>Feier zum Monatsende:</b>	letzter So im Monat 19h
<b>Heilungsfeiern:</b>	am 1. Sonntag des 3., 6., 9., 12. Monats
<b>Interreligiöses Friedensgebet</b>	
<b>Schöpfungsfest:</b>	der Gottesdienst für Mensch und Tier
<i>und vieles andere mehr...</i>	

## Autorenverzeichnis

*Breyvogel, Wilfried*, Prof. Dr., Sozialgeschichte der Erziehung und pädagogische Jugendforschung an der Universität-GH Essen. Publikationen u.a. als Herausgeber der Sammelbände *Piraten, Swings und Junge Garde. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus* (Bonn 1991), *Lust auf Randalen, Jugendliche Gewalt gegen Fremde* (Bonn 1993) und *Stadt, Jugendkultur und Kriminalität* (Bonn 1998)

*Felix, H. R. Felix*, Pfarrer; Leiter der Offenen Kirche Elisabethen, Basel

*Führmann, Ulrich*, Journalist, Leiter der Stadtreaktion der "Neuen Ruhr Zeitung"

*Hauschildt, Eberhard*, Prof. Dr., Prof. für Praktische Theologie an der Ev.-Theol. Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Publikationen u.a.: *Alltagsseelsorge* (Göttingen 1996), *Gottesdienst und Entertainment*, in: Deutsches Pfarrernblatt 91 (1991) S. 51-53, *Die vier Typen liturgischer Erfahrung. Versuch einer Kartographierung der liturgischen Landschaft*, in Pastoraltheologie 85 (1996) S. 334-343, *Milieus in der Kirche. Erste Ansätze zu einer neuen Perspektive und ein Plädoyer für vertiefte Studien*, in: Pastoraltheologie 87 (1998), S. 392-404

*Nolting, Thorsten*, Pfarrer, seit 1994 Stadtpfarrer an der Johanneskirche in Düsseldorf; Publikation u.a. des Themenheftes "Galerien des Herrn", Kunst und Kirche 02/98

*Pape, Matthias*, Pfarrer, seit 1994 Citypfarrer an der Marktkirche in Essen

*Stähler, Gerhard*, Komponist; Kompositorische Werke bei Ricordi, München, diverse Texte bei Wolke, Hofheim/Taunus und ConBrio, Regensburg

*Teschner, Klaus*, Landeskirchenrat, stellvertr. Abtlg.leiter der Abtlg. V des Landeskirchenamtes der Ev. Kirche im Rheinland, "Kirchenrecht und theologische Grundsatzfragen", u.a. zuständig für Kirchenmusik, City-Arbeit. *Einladende Gemeinde*, 1990, *Evangelisation in unserer Zeit*, Festschrift für

Johannes Hansen, 1990, *City-Kirche – Modell, Erfahrungen, Ideen*, hrsg. Von K. Harms u.a. in: *Wechsel-Wirkungen* 10/1994

*Wiese-von Ofen, Irene*, Dr., Beigeordnete für Planung, Bau und Boden a.D., Architektin und Stadtplanerin/Beraterin; diverse Veröffentlichungen in Fachbüchern und -zeitschriften, Anthologien und Festschriften

*Arbeitsstelle Kirche und Stadt*, Institut für Praktische Theologie der Universität Hamburg

## Weiterführende Literatur (in Auswahl)

Bäumler, Christof, Kirchliche Praxis im Prozess der Großstadt, München 1973

Bäumler, Christof, Menschlich leben in der verstädterten Gesellschaft, Gütersloh 1993

Kirche in der City – Ort der Begegnung, in: Brennpunkt Gemeinde, Missionarische Impulse für Verkündigung und Gemeindeaufbau 4/94

Kirche in der Stadt, Bd. 1- 8, hrsg. Von der Arbeitsstelle Kirche und Stadt am Institut für Prakt. Theologie der Universität Hamburg, E.B.- Verlag

Kirchen in der Stadt, Bd. 1: Erfahrungen und Perspektiven, hrsg. Von Horst Schwebel und Matthias Ludwig, Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart, Am Plan 3, 35032 Marburg/Lahn, 1994

Präsenz der Kirche im Lebensraum Stadt, Ergebnis der Arbeitsgruppe im Rahmen des Beratungsprozesses “Zukunft der Volkskirche in Dortmund und Lünen”. Als Broschüre erhältlich bei “Kirche in der City”, Petrikirchhof 7, 44137 Dortmund

Simon, Werner, Kirche in der Stadt, Berlin 1990

Urbanes Christentum – Antworten auf die Herausforderungen der Städte, in: Pastoraltheologie, 3/1990